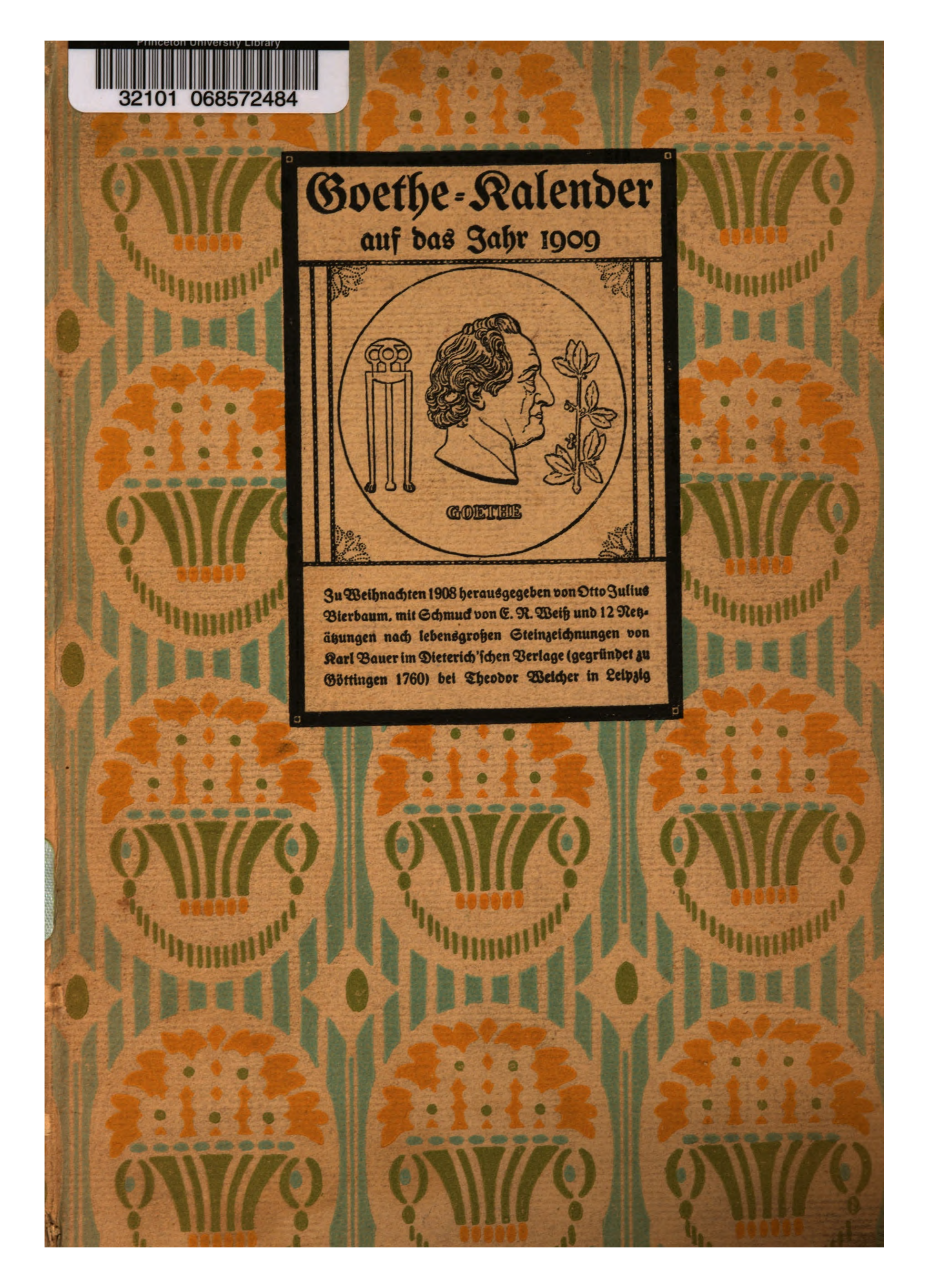


Goethe-Kalender
auf das Jahr 1909
GOETHE
Zu Weihnachten 1908 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmuck von E. R. Weiß und 12 Netzätzungen nach lebensgroßen Steinzeichnungen von Karl Bauer im Dieterich'schen Verlage (gegründet zu Göttingen 1760) bei Theodor Weicher in Leipzig


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget



Greoe New-York 1908.

Goethe-Kalender



auf das Jahr

1909

Der Goethe-Kalender auf das Jahr 1909 wurde im Auftrage der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, in Leipzig in der buchgewerblichen Kunstanstalt von Fr. Richter, G. m. b. H., Leipzig, in 15000 Exemplaren gedruckt und gebunden. Das gebundene Exemplar dieser Grundauflage kostet 1,80 Mark. Außerdem wurden auf Maschinenbüttenpapier 600 Stück abgezogen, die, in Pappband mit Pergamentrücken gebunden, je 4 Mark kosten.



Als Seher.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.

Goethe-Kalender

auf das Jahr 1909



Zu Weihnachten 1908 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmuck von E. R. Weiß und 12 Netzätzungen nach lebensgroßen Steinzeichnungen von Karl Bauer im Dieterich'schen Verlage (gegründet zu Göttingen 1760) bei Theodor Weicher in Leipzig



Im 12. Jahre.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



Zum vierten Jahrgange

Für den vierten Jahrgang des Goethe-Kalenders hatte sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt, aus der großen Anzahl überlieferter Gesprächsäußerungen Goethes und aus den dabei mit überkommenen Schilderungen seines Wesens eine Art Umrißbild von Goethe in der Unterhaltung zu gestalten. Er hat, um das sofort zu bekennen, bald eingesehen, daß dies im engen Rahmen des Goethe-Kalendes nur sehr unvollkommen möglich ist. Aber auch das unvollkommene Bild wird in dem Sinne wirken, der bei Begründung und Leitung des Goethe-Kalenders maßgebend war und ist: Goethes Persönlichkeit in ihrem Reichtum an Lebenswerten auch außerhalb seiner Kunst anzudeuten und den Drang zu immer näherer Beschäftigung mit ihr zu wecken oder zu steigern. Der hier gebotene Abriß will vor allem dazu einladen, das volle Bild von Goethe im Gespräch zu genießen, das uns die große Sammlung vermittelt, die Woldemar Freiherr von Biedermann unter dem Titel „Goethes Gespräche“ als Anhang an Goethes Werke herausgegeben hat.* Die leider noch all zu Wenigen, die sie bereits kennen, werden es dem Herausgeber am besten nachzufühlen imstande sein, wie er auf den Plan verfallen ist, Auszüge daraus mitzuteilen, und sie werden am Ende, wie vieles sie auch vermissen mögen, gerne in engerer Benachbarung begrüßen, was bei Biedermann oft weit auseinander liegt.

Man kann freilich gegen das Exzerpierwesen mancherlei einwenden, und der Herausgeber wundert sich eigentlich, daß ihm der Vorwurf des Zerpflückens noch nicht gemacht worden ist. Das pars pro toto widerspricht der deutschen Gründlichkeit entschieden. Aber der radikale Grundsatz „Alles oder nichts“ hat doch wohl auch sein Bedenkliches. Auf Goethe angewendet, würde er die ungeheure Mehrheit der Deutschen zum nichts verdammen, — und der Aspekt derer, die sich mit dem Goethischen All beschäftigen, ist nicht einmal durchweg erfreulich zu nennen. Wohl jeder, der der Welt Goethes einmal nahe gekommen ist, wird wünschen, sie ganz kennen zu lernen; aber man muß schon sehr unbescheiden sein, wenn man dabei nicht zu der Erkenntnis gelangt, daß dieses Unterfangen ein ganzes Leben beansprucht und auch dann nicht volle Aussicht

*) Leipzig. F. W. v. Biedermann. 1891.

auf Erfolg hat. Wir dürfen mit gutem Fuge nach den Versen seines Wanderliedes handeln:

Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Zum Allumfassen sind nur wenige geschickt. Freuen wir uns, wenn recht viel Einzelnes volle Empfänglichkeit bei uns findet, und uns zuweilen die Gnade beschieden wird, aus dem Einzelnen das Ganze zu ahnen. Das, was man Studium nennt, scheint solcherlei Ahnung nur selten zu vermitteln. Wer sich in Goethes Welt zerstreut, bald seine Schritte dahin, bald dorthin lenkend, wie er selbst einmal tat: „Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn", der wird am meisten Überraschungen: Beglückungen erleben.

Es muß Goethe-Forscher geben. In je höherem Sinne sie Naturforscher sind, um so höher werden wir sie zu schätzen haben. Aber auch die wissenschaftlichen Goethe-Kleinkrämer tun kein schlechthin unnützes Werk. An Goethe ist nichts uninteressant, — auch das nicht, was bei jedem anderen uninteressant wäre. Wir sind für alles dankbar, was in dieser Welt entdeckt wird. Indem wir uns nur als Goethe-Dilettanten (zu deutsch: Goethe-Liebhaber) bekennen, glauben wir aber keineswegs, weniger zu sein, als die Goethe-Gelehrten; denn nicht das Studium, das ihn erklärt, ist es, was diesen Großen lebendig erhält, sondern die Liebe, die ihn hegt und pflegt. Goethe ist ein Schatz, mit dem wir zu wuchern haben. Die Gelehrten teilen ihn ab, stellen ihn fest, konservieren ihn und suchen etwa noch Verborgenes ans Tageslicht zu bringen. Wir — erfreuen uns bloß daran, aber diese Freude ist produktiv: in jedem Einzelnen vervielfältigt sie seinen Wert, indem sie ihn in persönlichen Lebenswert umsetzt und damit weiter ausgiebt. Dieser Dilettantismus sollte die Grundliebhaberei eines jeden gebildeten Deutschen sein. Selbst seine übrigen Dilettantismen würden dadurch an Gewicht gewinnen.

Der Goethe-Kalender möchte dazu beitragen und will, wenn ihm dies gelingt, jeden wissenschaftlichen Vorwurf gerne auf sich nehmen. So: daß er nichts Neues bringt; daß er es an Erklärungen, Stellenverweisen fehlen läßt; daß er nicht ordentlich gruppiert und überhaupt unsystematisch ist. Diese Mängel würden schwer wiegen, wenn der Herausgeber den Goethe-Kalender für Goethe-Gelehrte zusammenstellte. Dazu fehlen ihm alle Voraussetzungen. Er gibt den Kalender aber auch nicht für das genus inirritabile der deutschen Philister heraus, die Goethe für sich beanspruchen und auch ihn gewissermaßen schematisch kleinkriegen möchten. Sie besitzen „ihren" Goethe bereits, den sie etwa so verstehen, wie Famulus Wagner „seinen" Faust. Ein wirklich sehr inirritables Geschlecht. Kaum, daß bei den Donnern und Blitzen des Genies die Milch seiner frommen Denkart etwas zusammenläuft. Alle großen Männer gehören zu seinen Nothelfern, sobald sie vom Ruhme so hoch über das gemütliche Volk erhoben sind, daß ihre schrecklichen Eigenschaften ihm nicht mehr sichtbar werden. Diesen Leuten erscheint ein menschlicher Genius immer dann erst als göttlich, wenn die Schleifmühle der Zeit (von der Masse der Philister gedreht) ein konventionelles Allerweltsideal aus ihm gemacht hat. Das ist das Schicksal der Großen, und

es liegt gewiß ein Teil ihrer Bestimmung darin, als Sterne am Philisterhimmel zu leuchten. Auch so wirken sie noch. Auch der Philister-Goethe ist noch ein echtes Stück vom Ganzen. Nur dürfen wir es uns nicht gefallen lassen, daß das Stück, das dem Philister behagt, uns als das Ganze aufgeschwatzt wird; dürfen es nicht dahin kommen lassen, daß eine Nation, an deren Entphilisterung Goethe immer gearbeitet hat, und deren Befreiung vom Philister mit keinen besseren Mitteln, als denen besorgt werden kann, die wir bei ihm finden, sich schlechthin am Goethe der Philister genügen läßt. Es hat lange Zeit geschienen, als ob es so kommen sollte. Jetzt sind Zeichen der Besserung vorhanden. Ihr Vorschub zu leisten, ist das Hauptziel des Goethe-Kalenders. Er wird es am besten erreichen, wenn er immer mehr in die Hände der Jugend gelangt.

Goethe als Erzieher. Die deutsche Generation, die dieses Wort einmal an sich wahr macht, wird die sein, die der deutschen Gesamtbildung die größten Dienste leisten wird. Einstweilen sollte sich wenigstens ein Goethebund der Jugend bilden: ein Elitekorps oder eine Burschenschaft des Geistes. Er brauchte (und sollte) keineswegs Goethesimpelei zu treiben. Es müßte in ihm nur die Überzeugung tatkräftig sein, daß es zu den kulturellen Ehrenpunkten eines gebildeten Deutschen gehört, das Goethische Erbe zu pflegen. Haben die früheren Generationen deutscher Studenten das Ideal lebendig erhalten und ins Volk getragen, das seine politische Erfüllung im Deutschen Reiche gefunden hat, so liegt bei den neuen Generationen die Pflicht, dieses Reich zum Reiche des Goethischen Geistes: zu einem deutschen Kultur-Imperium zu machen. Für sie ziemt sich nicht Goethe-Liebhabertum, sondern Goethe-Jüngerschaft. Der „Klassiker Goethe" muß für sie zum Lebensmeister werden. Vor allem haben sie sich vor der Fabel zu hüten, die uns genarrt hat, als wir jung waren: es sei ein Bruch zwischen dem jungen und dem alten Goethe, — der junge sei für die Jungen, der alte nur für die Alten. Nein: der ganze Goethe soll es sein! Er irrte sich immer vorwärts, und so irrte er immer wie zu seinem, so zu unserm Heile, — wenn wir nur zu der großen produktiven Toleranz wenigstens ahnend gelangen, die er lebend, schaffend bewährt hat in dem Sinne:

Wer immer strebend sich bemüht.

Wer Goethe hat, braucht keine „neuen Tafeln". Goethe hat die fröhliche Wissenschaft jenseits von Gut und Böse gelebt, insoweit sie wirkliche Lebenswerte enthält. Nietzsche ist nur ein Umweg zu ihm, — wenn auch ein sehr schöner.

Von den zwölf Bauerschen Goethestudien, die diesen Jahrgang schmücken, wird am Schlusse des Textteils in einem Nachwort gehandelt.

Sifian, den 12. August 1908

Otto Julius Bierbaum

Januar (Winter-Monat) hat 31 Tage

1909	Protestantischer Januar	Katholischer Januar	Russisch-griechischer Dezember 1908	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Untg.	Mond-Aufg.	Mond-Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 F.	Neujahr	Neujahr	19 Bonifacius	8 14	3 54	12 56	2 14	♉
2 S.	Abel, Seth	Makarius	20 Ignatius	8 13	3 55	1 17	3 33	♉
3 S.	S. n. Neujahr	S. n. Neujahr	21 4. Advent	8 13	3 56	1 42	4 51	♊
4 M.	Methusalem	Titus	22 Anastasia	8 13	3 57	2 14	6 7	♊
5 D.	Simeon	Telesphorus	23 Juliana	8 13	3 58	2 56	7 15	♋
6 M.	Heil. 3 Könige ○	Heilige 3 Könige	24 Eugenia	8 12	4 0	3 48	8 13	♋
7 D.	Melchior	Lucian	25 Christtag	8 12	4 1	4 48	9 0	♋
8 F.	Balthasar	Severinus	26 F. d. M. G.	8 11	4 2	5 54	9 36	♌
9 S.	Caspar	Julian	27 Stephanus	8 11	4 4	7 3	10 4	♌
10 S.	1. S. n. Epiph.	1. S. n. Epiph.	28 S. n. Weihn.	8 10	4 5	8 12	10 26	♍
11 M.	Erhard	Hygin	29 Unsch. Kdl.	8 10	4 7	9 21	10 44	♍
12 D.	Reinhold	Arkadius	30 Anysia	8 9	4 8	10 29	10 59	♍
13 M.	Hilarius	Gottfried	31 Melania	8 8	4 10	11 37	11 13	♎
14 D.	Felix ☾	Felix	1 Januar 1909	8 7	4 11	Mrg.	11 27	♎
15 F.	Habakuk	Maurus	2 Sylvester	8 7	4 13	12 46	11 42	♏
16 S.	Marcellus	Marcellus	3 Malachia	8 6	4 14	1 57	12 0	♏
17 S.	2. S. n. Epiph.	2. S. n. Epiph.	4 Epiphanias	8 5	4 16	3 12	12 21	♏
18 M.	Prisca	Petri Stuhlfeier	5 Theopemp.	8 4	4 18	4 29	12 49	♐
19 D.	Ferdinand	Canut	6 Heil. 3 Kön.	8 3	4 19	5 45	1 27	♐
20 M.	Fabian, Seb.	Fabian, Seb.	7 Joh. d. T.	8 2	4 21	6 57	2 20	♑
21 D.	Agnes	Agnes	8 Geo. Chosev.	8 0	4 23	7 57	3 28	♑
22 F.	Vincentius ●	Vincentius	9 Polyeuct	7 59	4 25	8 44	4 50	♒
23 S.	Emerentiana	Emerentiana	10 Greg. v. N.	7 58	4 27	9 19	6 19	♒
24 S.	3. S. n. Epiph.	3. S. n. Epiph.	11 1. S. n. Ep.	7 57	4 28	9 46	7 48	♓
25 M.	Pauli Bekehr.	Pauli Bekehrg.	12 Tatiana	7 55	4 30	10 7	9 15	♓
26 D.	Polykarp	Polikarp	13 Hermilus	7 54	4 32	10 26	10 40	♈
27 M.	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.	14 Väter z. S.	7 53	4 34	10 44	Mrg.	♈
28 D.	Karl	Karl der Große	15 Paul v. Th.	7 51	4 36	11 2	12 2	♉
29 F.	Samuel	Franz v. Sales	16 Petri Kettf.	7 50	4 37	11 22	1 23	♉
30 S.	Adelgunde ☽	Martina	17 Anton d. G.	7 48	4 39	11 46	2 41	♊
31 S.	4. S. n. Epiph.	4. S. n. Epiph.	18 2. S. n. Ep.	7 47	4 41	12 15	3 57	♊

Jüdischer Kalender.

Jahr 5669.

Tebeth 10. Fasten, Belagerung Jerusalems fällt auf den 3. Januar.

1. Schebat fällt auf den 23. Januar.

100 jähriger Kalender.

Vom 2. bis 6. trübe und kalt, 7. bis 11. Schnee, 13. bis 21. große Kälte, 22. und 23. Wind und Schnee, 24. und 25. hell und kalt, 29. bis 31. Schnee und Wind.

Mond-Wechsel.

6. ○ 3 Uhr nachmitt. Vollmond. 14. 7 Uhr abd. letztes Viertel. 22. 1 Uhr morgens Neumond. 28. ☽ 4 Uhr nachmittags erstes Viertel.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur, von der Mitte d. M. an sichtb. abd. im Südwest. bis zu 1/2 St. ♀ Venus, ist anf. 1 3/4, zuletzt kaum noch 1/2 St. morg. im Südosten sichtb. ♂ Mars, ist d. morg. im Südosten 2 1/2 bis 2 1/4 St. lang zu sehen. ♃ Jupiter, ist in den späteren Abendst. u. den ganzen Morgen hindurch sichtb. ♄ Saturn, kulminiert in d. zweiten Hälfte dss. um Sonnenuntergang herum und ist am Ende d. M. noch nahezu 4 St. des Abends am westlichen Himmel sichtbar.

Notizen:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Lebensregel (1814).



Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt,
Was ist denn dran? Egmont (1788).



Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! Man kommt wohl eine Strecke.

Motto (Mai 1817).



Ohne Schrittschuh und Schellengeläut
Ist der Januar ein böses Heut.

Jahraus, jahrein (1827—1830).



Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Lebensgenuß (1827—1830).



Wer von reiner Lieb entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

Westöstlicher Divan (1827).



Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

Vier Jahreszeiten (1796).

Februar (Hornung) hat 28 Tage

1909	Protestantischer Februar	Katholischer Februar	Russisch-griechischer Januar	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 M.	Brigitta	Ignatius	19 Macarius	7 45	4 43	12 53	5 7	
2 D.	Maria Rein.	Mariä Lichtm.	20 Euthymius	7 43	4 45	1 41	6 8	
3 M.	Blasius	Blasius	21 Maximus	7 42	4 47	2 38	6 58	
4 D.	Veronica	Andreas	22 Timotheus	7 40	4 49	3 42	7 38	
5 F.	Agatha	Agatha	23 Clemens	7 38	4 51	4 50	8 7	
6 S.	Dorothea 🌕	Dorothea	24 Xenia	7 37	4 52	6 0	8 30	
7 S.	Septuagesimä	Septuagesimä	25 Septuages.	7 35	4 54	7 9	8 49	
8 M.	Salomon	Joh. v. Matha	26 Xenophon	7 33	4 56	8 17	9 5	
9 D.	Apollina	Apollonia	27 Joh. Chrys.	7 31	4 58	9 25	9 19	
10 M.	Renata	Scholastica	28 Ephraim	7 29	5 0	10 33	9 33	
11 D.	Euphrosyna	Desiderius	29 Ignatius	7 27	5 2	11 42	9 48	
12 F.	Severin	Eulalia	30 3 Hohenpr.	7 26	5 4	Mrg.	10 3	
13 S.	Benignus ☾	Benignus	31 Cyrus	7 24	5 6	12 54	10 22	
14 S.	Sexagesimä	Sexagesimä	1 Febr. Sex.	7 22	5 8	2 8	10 46	
15 M.	Formosus	Faustinus	2 Chr. Empf.	7 20	5 10	3 23	11 18	
16 D.	Juliana	Juliana	3 Simeon	7 18	5 12	4 35	12 2	
17 M.	Constantia	Donatus	4 Isidorus	7 16	5 14	5 40	1 1	
18 D.	Concordia	Simeon	5 Agatha	7 14	5 16	6 33	2 16	
19 F.	Susanna	Gabinus	6 Bukol v. S.	7 12	5 17	7 13	3 42	
20 S.	Eucherius ●	Eleutherius	7 Parthenius	7 10	5 19	7 44	5 13	
21 S.	Estomihi	Estomihi	8 Estomihi	7 7	5 21	8 8	6 45	
22 M.	Petri Stuhlf.	Petri Stuhlf.	9 Anf. d. g. F.	7 5	5 23	8 28	8 14	
23 D.	Fastnacht	Fastnacht	10 Fastnacht	7 3	5 25	8 46	9 41	
24 M.	Aschermittwoch	Aschermittwoch	11 Aschermittw.	7 1	5 27	9 5	11 6	
25 D.	Victorinus	Walpurga	12 Meletius	6 59	5 29	9 59	Mrg.	
26 F.	Nestor	Alexander	13 Martinian	6 57	5 30	9 48	12 28	
27 S.	Hektor ☽	Leander	14 Auxentius	6 55	5 32	10 16	1 47	
28 S.	1. Invocavit	1. Invocavit	15 Invocavit	6 52	5 34	10 52	3 0	

Jüdischer Kalender.

Jahr 5669.

1. Adar fällt auf den 22. Februar.

100jähriger Kalender.

Vom 1. bis 3. kalt, 4. bis 13. unbeständig, 14. Schnee, 15. und 16. rauh und kalt, 17. bis 19. Regen, vom 20 bis zu Ende angenehm.

Mond-Wechsel.

5. 🌕 9 Uhr vormittags Vollmond. 13. ☾ 2 Uhr nachm. letztes Viertel. 20. ● 12 Uhr mittags Neumond. 27. ☽ 4 Uhr morg. erstes Viertel.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur wird nach wenigen Tagen unsichtbar. ♀ Venus wird Mitte d. M. ganz unsichtb. ♂ Mars ist am Ende d. M. noch $1^3/_4$ St. tief am südöstl. Morgenhimmel sichtbar. ♃ Jupiter kommt am Ende d. M. in Opposition mit der Sonne, wo er um Mitternacht hoch am Himmel glänzt u. kann daher von Mitte d. M. an die ganze Nacht hindurch gesehen werden. ♄ Saturn, die Dauer der Sichtbarkeit am westlichen Abendhimmel nimmt ab bis auf $1^1/_2$ Stunden.

Notizen:

Die Liebe kann wohl viel, allein die
Pflicht noch mehr.
Die Mitschuldigen (1796).



Entzieht euch dem verstorbenen Zeug;
Lebendiges laßt uns lieben!
Zahme Xenien (1824).



Wem zu glauben ist, redlicher Freund,
das kann ich dir sagen:
Glaubet dem Leben, es lehrt besser
als Redner und Buch.
Vier Jahreszeiten (1796).



Nicht Wünschelruten, nicht Alraune,
Die beste Zauberei liegt in der guten
Laune.
Paralipomena zum Faust
Mephistopheles (1789).



Am farbigen Abglanz haben wir das
Leben.
Faust, II. Akt 1 (Faust) (1831).



Das Alter ist ein höflich Mann:
Einmal übers andre klopft er an
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thür will er nicht sein.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißts, er sei ein grober
Gesell.
Das Alter (ged. Februar 1814).



Vielfach wirken die Pfeile des Amor:
einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket
auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch
geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden
behende das Blut.
Römische Elegien (1788—1789).

März (Frühlings-Monat) hat 31 Tage

1909	Protestantischer März	Katholischer März	Russisch-griechischer Februar	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Untg.	Mond-Aufg.	Mond-Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 M.	Albinus	Albinus	16 Pamphilus	6 50	5 36	11 37	4 4	♋
2 D.	Luise	Simplicius	17 Theod. Tir.	6 48	5 38	12 31	4 57	♋
3 M.	Quatember	Quatember	18 Quatember	6 46	5 40	1 33	5 39	♌
4 D.	Adrianus	Kasimir	19 Archipp. A.	6 43	5 42	2 40	6 11	♌
5 F.	Friedrich	Friedrich	20 Leo v. Cat.	6 41	5 43	3 49	6 36	♌
6 S.	Eberhardine	Victor	21 Timotheus	6 39	5 45	4 58	6 55	♍
7 S.	2. Reminisc. ☺	2. Reminiscere	22 2.Fast.Rem.	6 36	5 47	6 7	7 12	♍
8 M.	Philemon	Johann de Deo	23 Polycarp.	6 34	5 49	7 15	7 27	♎
9 D.	Prudentius	Franziska	24 A. d. H. J.	6 32	5 51	8 23	7 40	♎
10 M.	Henriette	40 Märtyrer	25 Tarasius	6 30	5 53	9 32	7 54	♎
11 D.	Rosina	Eulogius	26 Porph. v. G.	6 27	5 54	10 43	8 9	♏
12 F.	Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	27 Prokopius	6 25	5 56	11 56	8 26	♏
13 S.	Ernst	Euphrasia	28 Basilius	6 23	5 58	Mrg.	8 47	♐
14 S.	3. Oculi	3. Oculi	1 März 3.Fast.	6 20	6 0	1 9	9 14	♐
15 M.	Isabella ☾	Longinus	2 Theodotus	6 18	6 1	2 21	9 52	♐
16 D.	Cyriacus	Heribert	3 Eutropius	6 16	6 3	3 27	10 42	♑
17 M.	Sächs. Bußt.	Mittfasten	4 Gerasimus	6 13	6 5	4 23	11 48	♑
18 D.	Alexander	Cyrillus	5 Konon	6 11	6 7	5 8	1 8	♒
19 F.	Joseph	Joseph	6 42 Märtyr.	6 9	6 9	5 42	2 36	♒
20 S.	Hubert	Joachim	7 Basilius	6 6	6 10	6 8	4 7	♓
21 S.	4. Lätare ●	4. Lätare	8 4. Fastsonnt.	6 4	6 12	6 29	5 38	♓
22 M.	Kasimir	Oktavian	9 40 Märtyr.	6 1	6 14	6 48	7 8	♈
23 D.	Eberhard	Otto	10 Quadratus	5 59	6 16	7 7	8 37	♈
24 M.	Gabriel	Gabriel	11 Sophron.	5 57	6 17	7 26	10 4	♉
25 D.	Mariä Verk.	Mariä Verk.	12 Theophanes	5 54	6 19	7 47	11 28	♉
26 F.	Emanuel	Ludgerus	13 Nicephor.	5 52	6 21	8 14	Mrg.	♊
27 S.	Rupert	Rupert	14 Benedictus	5 50	6 23	8 47	12 47	♊
28 S.	5. Judica ☽	5. Judica	15 5. Fastsonnt.	5 47	6 24	9 30	1 57	♋
29 M.	Eustasius	Eustasius	16 Sabina	5 45	6 26	10 22	2 55	♋
30 D.	Guido	Quirinus	17 Al. u. Mac.	5 43	6 28	11 23	3 41	♋
31 M.	Philippine	Balbina	18 Cyrill. v. J.	5 40	6 30	12 30	4 16	♌

Jüdischer Kalender.

Jahr 5669.

11. Adar, Fasten-Esther, fällt auf den 4. März.
14. Adar, Purim, fällt auf den 7. März.
15. Adar, Schuschan-Purim, fällt a. d. 8. März.
1. Nisan fällt a. d. 23. März.

100jähriger Kalender.

Vom 2. bis 4. Wind und Schnee, 5. und 6. Sonnenschein, 7. bis 12. wechselnd, 13. und 14. schön, früh Eis, von da bis zu Ende unstät.

Mond-Wechsel.

7. ☺ 4 Uhr morgens, Vollmond. 15. ☾ 5 Uhr morgens letzt. Viertel. ● 8 Uhr abends, Neumond. 28. ☽ 6 Uhr nachmitt. erst. Viertel.

Den 21. März Frühlings Anfang. Tag- und Nachtgleiche.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur ist nicht zu sehen. ♀ Venus bleibt unsichtbar. ♂ Mars, die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Ende d. M. nur noch 5/4 Stunden. ♃ Jupiter, bleibt noch immer die ganze Nacht hindurch bequem sichtbar. ♄ Saturn, nähert sich seiner Konjunktion mit der Sonne und wird daher Mitte d. M. unsichtbar.

Notizen:

Sorge sie steiget mit dir zu Roß, sie
steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich
Amor uns auf.

Vier Jahreszeiten (1796).



Willst du schon zierlich erscheinen und
bist noch nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die
Anmut hervor.

Vier Jahreszeiten (1796).



Wenn du eine weise Antwort ver-
langst,
Mußt du vernünftig fragen.

Aus dem Nachlaß.



Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verstehe.

Faust II, Akt 4 (1831).



Willst du Viele befrein, so wag es,
Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es
wissen? Versuchs.

Epigramme (Venedig 1790).



Begeisterung ist keine Heringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Frisches Ei, gutes Ei (1815—1819).



Gar Vieles kann, gar Vieles muß
geschehn,
Was man mit Worten nicht bekennen
darf.

Die natürliche Tochter (1803).

April (Oster-Monat) hat 30 Tage

1909	Protestantischer April	Katholischer April	Russisch-griechischer März	Sonnen-Aufg. U. M.	Sonnen-Untg. U. M.	Mond-Aufg. U. M.	Mond-Untg. U. M.	☾ Lauf Z.
1 D.	Theodora	Hugo	19 Cryſ. u. D.	5 38	6 31	1 39	4 42	♌
2 F.	Theodoſia	Franz v. Paul.	20 Märt. v. S.	5 36	6 33	2 48	5 3	♍
3 S.	Chriſtian	Richard	21 Jacob. B.	5 33	6 35	3 57	5 20	♍
4 S.	6. Palmarum	6. Palmarum	22 Palmarum	5 31	6 37	5 5	5 35	♍
5 M.	Maximus 🌕	Vinc. Ferrer.	23 Nikon	5 29	6 38	6 14	5 48	♎
6 D.	Sixtus	Cöleſtinus	24 Zacharias	5 26	6 40	7 23	6 2	♎
7 M.	Cöleſtin	Hermann	25 Mar. Verk.	5 24	6 42	8 34	6 16	♏
8 D.	Gründonnerst.	Gründonnerst.	26 Gründonn.	5 22	6 43	9 47	6 32	♏
9 F.	Karfreitag	Karfreitag	27 Karfreitag	5 19	6 45	11 0	6 51	♏
10 S.	Ezechiel	Ezechiel	28 Hilarion	5 17	6 47	Mrg.	7 16	♐
11 S.	Oſterſonntag	Oſterſonntag	29 Oſterfeſt	5 15	6 49	12 13	7 49	♐
12 M.	Oſtermontag	Oſtermontag	30 Oſtermontag	5 13	6 50	1 21	8 34	♑
13 D.	Juſtinus 🌗	Hermenegild	31 Hypatius	5 10	6 52	2 19	9 33	♑
14 M.	Tiburtius	Raimund	1 April	5 8	6 54	3 6	10 45	♒
15 D.	Obadias	Anaſtaſia	2 Titus	5 6	6 56	3 42	12 8	♒
16 F.	Cariſius	Drogo	3 Niketas	5 4	6 57	4 10	1 35	♓
17 S.	Rudolf	Anicetus	4 Joſeph	5 1	6 59	4 32	3 4	♓
18 S.	1. Quaſimod.	Weiß. Sonntag	5 Quaſimod.	4 59	7 1	4 51	4 33	♈
19 M.	Werner	Werner	6 Eutychius	4 57	7 3	5 9	6 2	♈
20 D.	Sulpitius 🌑	Viktor	7 Georg v. M.	4 55	7 4	5 27	7 31	♉
21 M.	Adolf	Anſelm	8 Herodeon	4 53	7 6	5 47	8 58	♉
22 D.	Lothar	Soter u. Cajus	9 Eupſychius	4 51	7 8	6 11	10 23	♊
23 F.	Georg	Georg	10 Terentius	4 48	7 9	6 41	11 40	♊
24 S.	Albert	Adalbert	11 Autipas	4 46	7 11	7 20	Mrg.	♊
25 S.	2. Miſ. Dom.	† Erfindung	12 Miſ. Dom.	4 44	7 13	8 10	12 46	♋
26 M.	Raimarus	Cletus	13 Artemon	4 42	7 15	9 9	1 39	♋
27 D.	Anaſtaſius 🌓	Anaſtaſius	14 Martinus	4 40	7 16	10 15	2 18	♌
28 M.	Thereſe	Vitalis	15 Ariſtarchius	4 38	7 18	11 25	2 47	♌
29 D.	Sibylla	Petrus M.	16 Agapia	4 36	7 20	12 35	3 10	♍
30 F.	Joſua	Kath. v. Siena	17 Simeon	4 34	7 22	1 44	3 28	♍

Jüdiſcher Kalender.

Jahr 5669.

15. Niſan, Paſſah-Anfang,* fällt auf den 6. April.

16. Niſan, zweites Feſt,* fällt auf den 7. April.

21. Niſan, ſiebentes Feſt,* fällt auf den 12. April.

22. Niſan, achtes Feſt,* fällt auf den 13. April.

1. Ijar fällt auf den 22. April.

Die mit * bezeichneten Feſte werden ſtreng gefeiert.

100jähriger Kalender.

Vom 4. bis 7. ſehr kalt, 9 bis 19. trübe und Regen, 20. bis 23. rauh und kalt, hierauf warm und angenehm.

Mond-Wechſel.

5. 🌕 9 Uhr abends Vollmond. 13. 🌗 4 Uhr nachm. letztes Viertel. 20. 🌑 6 Uhr morgens Neumond. 27. 10 Uhr vormitt., erſt. Viertel.

Planeten-Erſcheinungen.

☿ **Merkur** bleibt unſichtbar. ♀ **Venus** bleibt unſichtbar, da ſie am 28. d. M. in obere Konjunktion zur Sonne kommt. ♂ **Mars**, die Dauer der Sichtbarkeit nimmt noch weiter langſam ab und beträgt am Ende d. M. kaum noch eine volle Stunde. ♃ **Jupiter**, geht von Mitte d. M. an bereits vor Tagesanbruch unter, die Dauer der Sichtbarkeit beträgt dann 7½, am Ende d. M. noch nahezu 6½ Stunden. ♄ **Saturn**, kommt am 3. d. M. in Konjunktion mit der Sonne und bleibt daher unſichtbar.



Notizen:

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit
erkennte.

Zahme Xenien (1824).



Nichts ist beständig! Manches Miß-
verhältniß
Löst unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.

Die natürliche Tochter (1803).



Ich lasse einem jeden sein Bestreben,
Um auch nach meinem Sinn zu leben.

Zahme Xenien (1827—1830).



Die Mädels sind doch sehr interessiert,
Ob einer fromm und schlicht nach
altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er
uns eben auch.

Faust I (1808). Mephistopheles
in Marthens Garten.



Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall
haben.

Sprichwörtlich (1812—1814).



Ein Schauspiel für Götter,
Zwei Liebende zu sehn.

Erwin und Elmire (1774).



Wenn sich Zweie lieben sollen
Braucht man sie nur zu scheiden.

Faust I (1808). Walpurgisnachttraum.

Mai (Wonne-Monat) hat 31 Tage

1909	Protestantischer Mai	Katholischer Mai	Russisch-griechischer April	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 S.	Philipp., Jac.	Philipp., Jac.	18 Johannes	4 32	7 23	2 53	3 43	♍
2 S.	3. Jubilate	3. Jubilate	19 Jubilate	4 30	7 25	4 2	3 57	♎
3 M.	Kreuzerfindung	Kreuzerfindung	20 Theod. v. T.	4 28	7 27	5 11	4 10	♎
4 D.	Florian	Monica	21 Januarius	4 26	7 28	6 22	4 23	♏
5 M.	Gotthard ☺	Pius	22 Wasserweihe	4 24	7 30	7 35	4 38	♏
6 D.	Dietrich	Joh. v. d. Pf.	23 Georgius	4 22	7 32	8 49	4 56	♏
7 F.	Gottfried	Stanislaus	24 Sabas	4 21	7 33	10 4	5 19	♐
8 S.	Stanislaus	Mich. Ersch.	25 Marc. Ev.	4 19	7 35	11 15	5 49	♐
9 S.	4. Cantate	4. Cantate	26 Cantate	4 17	7 37	Mrg.	6 30	♑
10 M.	Gordian	Antonius	27 Simeon	4 15	7 38	12 17	7 25	♑
11 D.	Mamertus	Mamertus	28 Jas. u. Sos.	4 13	7 40	1 7	8 33	♒
12 M.	Pankratius ☾	Pankratius	29 9 Märtyr.	4 12	7 41	1 45	9 51	♒
13 D.	Servatius	Servatius	30 Jakobus A.	4 10	7 43	2 14	11 15	♒
14 F.	Christian	Bonifacius	1 Mai	4 9	7 45	2 37	12 41	♓
15 S.	Sophie	Sophie	2 Athan. d. G.	4 7	7 46	2 56	2 7	♓
16 S.	5. Rogate	5. Rogate	3 Rogate	4 5	7 48	3 14	3 33	♈
17 M.	Jobst	Ubaldus	4 Pelagia	4 4	7 49	3 31	5 0	♈
18 D.	Liborius	Venantius	5 Irene	4 3	7 51	3 49	6 27	♉
19 M.	Sara ●	Petr. Cölestin	6 Hiob	4 1	7 52	4 10	7 54	♉
20 D.	Himmelf. Chr.	Himmelf. Chr.	7 Himlf. Chr.	4 0	7 54	4 37	9 16	♊
21 F.	Prudens	Felix	8 Joh. Ev.	3 58	7 55	5 11	10 29	♊
22 S.	Helena	Julia	9 Jesaias	3 57	7 57	5 56	11 29	♋
23 S.	6. Exaudi	6. Exaudi	10 Exaudi	3 56	7 58	6 53	Mrg.	♋
24 M.	Esther	Johanna	11 Ern., Konst.	3 54	7 59	7 58	12 16	♌
25 D.	Urban	Urban	12 Epiphanius	3 53	8 1	9 8	12 50	♌
26 M.	Eduard	Philipp Neri	13 Glyceria	3 52	8 2	10 19	1 15	♌
27 D.	Beda ☽	Beda	14 Isidorus	3 51	8 4	11 30	1 34	♍
28 F.	Wilhelm	Wilhelm	15 Pachomius	3 50	8 5	12 39	1 50	♍
29 S.	Maximilian †	Maximus	16 Theodorus	3 49	8 6	1 47	2 4	♎
30 S.	H. Pfingstfest	H. Pfingstfest	17 Pfingstsonnt.	3 48	8 7	2 56	2 17	♎
31 M.	Pfingstmontag	Pfingstmontag	18 Pfingstmont.	3 47	8 9	4 6	2 31	♎

Jüdischer Kalender.

Jahr 5669.

18. Ijar, Lag-Beomer, fällt auf den 9. Mai.

1. Sivan fällt auf den 21. Mai.

6. Sivan Wochenfest* fällt auf den 26. Mai.

7. Sivan Zweites Fest* fällt auf den 27. Mai.

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

100jähriger Kalender.

Vom 1. bis 3. schön, aber früh kalt, 4. Gewitter, 5. bis 14. veränderlich, 15. bis 26. trocken, 27. bis 29. rauh und Regen, 31. Reif.

Mond-Wechsel.

5. ☺ 1 Uhr nachmitt. Vollmond. 12. ☾ 11 U. abends, letztes Viertel. 19. ● 3 Uhr nachmitt. Neumond. 27. ☽ 2 U. morgens erst. Viertel.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur ist fast den ganz. M. des Abends im Nordw. sichtbar, Mitte d. M. nahezu eine Stde. ♀ Venus, wird erst geg. Ende d. M. auf kurze Zeit am Abend i. Nordw. sichtbar. ♂ Mars, ist noch immer eine Stde. a. Morg. i. Südost. sichtbar. ♃ Jupiter, steht zu Anf. d. M. bei Sonnenunterg. hoch im Meridian und ist daher von jetzt an nur noch am westl. Himmel zu sehen, am Ende d. M. 3 1/4 Stunden. ♄ Saturn bleibt noch unsichtbar.

Notizen:

Leben muß man und lieben; es endet
Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur Leben
und Liebe zugleich!

Vier Jahreszeiten (1796).



Das ist die wahre Liebe, die immer
und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn
man ihr Alles versagt.

Vier Jahreszeiten (1796).



Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Zahme Xenien Nr. 4.



Zu rächen hast du nichts als Edelmann.

Torquato Tasso (Akt 4, Szene 4, Antonio).



Gut verloren, — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren, — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders be-
sinnen.

Zahme Xenien Nr. 8.



Der Zweifel ists, der Gutes böse macht.

Iphigenie (Akt 5, Szene 3, Iphigenie).



Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.

Faust II (Akt 1, Saal des Thrones; Kanzler).



Halte das Bild der Würdigen fest!
Wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den
unendlichen Raum.

Aus dem Nachlaß (Ged. 1805).

Juni (Brach-Monat) hat 30 Tage

1909	Protestantischer Juni	Katholischer Juni	Russisch-griechischer Mai	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 D.	Nicodemus	Juventius	19 Patricius	3 46	8 10	5 19	2 45	♏
2 M.	Quatember	Erasmus	20 Quatember	3 45	8 11	6 33	3 1	♏
3 D.	Erasmus	Klotilde	21 Julianus	3 44	8 12	7 49	3 22	♐
4 F.	Ulrike 🌕	Quirinus	22 Basilikus	3 43	8 13	9 3	3 49	♐
5 S.	Bonifacius	Bonifacius	23 Mich. v. S.	3 43	8 14	10 10	4 27	♑
6 S.	Trinitatisfest	Fest d. h. Dr.	24 Trinitatisf.	3 42	8 15	11 5	5 18	♑
7 M.	Lucretia	Robert	25 Petrifasten	3 42	8 16	11 48	6 23	♑
8 D.	Medardus	Medardus	26 Carpus A.	3 41	8 17	Mrg.	7 39	♒
9 M.	Barnim	Felicianus	27 Therapon	3 41	8 18	12 20	9 2	♒
10 D.	Onuphr.	Fronleichnam	28 Fronleichn.	3 40	8 18	12 44	10 27	♓
11 F.	Barnabas ☾	Barnabas	29 Theodosia	3 40	8 19	1 3	11 52	♓
12 S.	Claudina	Basilides	30 Isaak v. D.	3 39	8 20	1 21	1 16	♈
13 S.	1. S. n. Trin.	2. S. n. Pfingst.	31 2. S. n. Pf.	3 39	8 21	1 37	2 40	♈
14 M.	Modestus	Basilius	1 Juni	3 39	8 21	1 54	4 4	♉
15 D.	Vitus	Vitus	2 Necephorus	3 39	8 22	2 13	5 29	♉
16 M.	Justina	Benno	3 Lucillianus	3 39	8 22	2 37	6 52	♊
17 D.	Volkmar 🌑	Adolf	4 Metrophan.	3 39	8 23	3 7	8 9	♊
18 F.	Arnolph	Markus	5 Dorotheus	3 39	8 23	3 46	9 15	♋
19 S.	Gerv. u. Pr.	Gerv. u. Prot.	6 Bessarion	3 39	8 23	4 37	10 8	♋
20 S.	2. S. n. Trin.	3. S. n. Pfingst.	7 3. S. n. Pf.	3 39	8 24	5 39	10 48	♋
21 M.	Jacobina	Aloisius	8 Theod. Str.	3 39	8 24	6 49	11 17	♌
22 D.	Achatius	Paulinus	9 Cyrill. v. Al.	3 39	8 24	8 1	11 39	♌
23 M.	Basilius	Edeltraud	10 Timotheus	3 39	8 24	9 13	11 56	♍
24 D.	Joh. d. Täufer	Joh. d. Täuf.	11 Barth. u. B.	3 40	8 24	10 23	Mrg.	♍
25 F.	Elogius ☽	Prosper	12 Onuphrius	3 40	8 24	11 32	12 11	♍
26 S.	Jeremias	Joh. u. Paul	13 Acyline	3 40	8 24	12 40	12 24	♎
27 S.	3. S. n. Trin.	4. S. n. Pfingst.	14 4. S. n. Pf.	3 41	8 24	1 49	12 37	♎
28 M.	Leo, Papst	Leo, Papst	15 Amos Pr.	3 41	8 24	3 0	12 51	♏
29 D.	Peter u. Paul	Peter u. Paul	16 Tychon	3 42	8 24	4 13	1 6	♏
30 M.	Pauli Ged.	Pauli Ged.	17 Manuel	3 42	8 24	5 29	1 25	♐

Jüdischer Kalender

Jahr 5669.

1. Thamuz fällt auf den 20. Juni.

100jähriger Kalender.

Vom 1. bis 4. kühl, den 5. kalter Regen, 7. bis 9. warm, 13. bis 21. veränderlich, 22. bis 25. Regen, dann wechselnd heiter und trübe.

Mond-Wechsel.

4. 🌕 2 Uhr morgens, Vollmond. Sichtbare Mondfinst. 11. ☾ 4 U. morgens, letzt. Viertel. 17. 🌑 12 Uhr mittern., Neumond. 25. ☽ 8 U. abends, erstes Viertel.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur ist wieder unsichtbar. ♀ Venus, ist $^1/_4$ bis nahezu $^1/_2$ St. als Abendstern sichtb. ♂ Mars, geht in der 2. Hälfte d. M. um Mittern. herum auf, die Dauer der Sichtbark. nimmt zu bis auf $2^1/_4$ St. ♃ Jupiter geht von Mitte d. M. an bereits in den Abendstunden unter und ist am Ende nur noch 1 St. lang sichtb. ♄ Saturn, wird in den ersten Tagen d. M. auf kurze Zeit des Morgens im Osten sichtbar, am Ende d. M. ist er schon $1^1/_2$ Std. vor Tagesanbruch zu sehen.

Notizen:

Ein geistreich-aufgeschlossnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Lebensgenuß (1821).



Wer des Knäuels zartes Ende hält,
Der schlingt sich wohl durchs Labyrinth der Welt.

Aus dem Nachlaß (1828).



Was machst du an der Welt! Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.

Westöstlicher Divan.



Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Wanderlied (1815).



Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen,
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.



Sprichwörtlich.

Das ist doch nur der alte Dreck,
Werdet doch gescheidter!
Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!

Zahme Xenien Nr. 5.



Laßt uns nicht weiblich vieles reden,
Wo viel zu tun ist.



Elpenor.

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Zahme Xenien Nr. 7.

Juli (Heu-Monat) hat 31 Tage

1909	Protestantischer Juli	Katholischer Juli	Russisch-griechischer Juni	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 D.	Theobald	Theobald	18 Leontius	3 43	8 24	6 44	1 49	♐
2 F.	Mar. Heims.	Mar. Heims.	19 Judas Ap.	3 44	8 23	7 55	2 22	♐
3 S.	Cornelius ◯	Hyacinth	20 Methodius	3 44	8 23	8 57	3 7	♑
4 S.	4. S. n. Trin.	4. S. n. Pfingst.	21 5. S. n. Pf.	3 45	8 22	9 46	4 8	♑
5 M.	Anselmus	Numerianus	22 Eusebius	3 46	8 22	10 22	5 23	♒
6 D.	Jesaias	Jesaias	23 Agrippina	3 47	8 21	10 49	6 47	♒
7 M.	Demetrius	Wilibald	24 Geb. Joh. T.	3 48	8 21	11 10	8 13	♓
8 D.	Kilian	Kilian	25 Febronia	3 49	8 20	11 28	9 39	♓
9 F.	Cyrillus	Cyrillus	26 Dav. v. Th.	3 50	8 20	11 44	11 4	♈
10 S.	7 Brüder ☾	7 Brüder	27 Fastenende	3 51	8 19	Mrg.	12 27	♈
11 S.	5. S. n. Trin.	5. S. n. Pfingst.	28 6. S. n. Pf.	3 52	8 18	12 1	1 50	♉
12 M.	Heinrich	Heinrich	29 Peter Paul	3 53	8 17	12 19	3 14	♉
13 D.	Margareta	Margareta	30 12 Apostel	3 54	8 16	12 40	4 36	♊
14 M.	Bonaventura	Bonaventura	1 Juli	3 55	8 15	1 7	5 54	♊
15 D.	Apostel Teil.	Apostel Teil.	2 Kl. d. M. G.	3 56	8 14	1 42	7 3	♊
16 F.	Walter	Mar. v. Berge	3 Hyacinth.	3 58	8 13	2 28	8 1	♋
17 S.	Alexius ●	Alexius	4 Andreas	3 59	8 12	3 25	8 45	♋
18 S.	6. S. n. Trin.	6. S. n. Pfingst.	5 7. S. n. Pf.	4 0	8 11	4 32	9 17	♌
19 M.	Ruth	Vinzenz v. P.	6 Siso d. Gr.	4 1	8 10	5 44	9 42	♌
20 D.	Elias	Margareta	7 Thom. u. A.	4 3	8 9	6 56	10 1	♍
21 M.	Daniel	Praxedes	8 Procopius	4 4	8 7	8 7	10 17	♍
22 D.	Maria Magd.	Maria Magd.	9 Pancratius	4 6	8 6	9 17	10 30	♍
23 F.	Albertine	Apollinaris	10 45 Märtyr.	4 7	8 5	10 25	10 43	♎
24 S.	Christine	Christine	11 Euphemia	4 8	8 3	11 34	10 56	♎
25 S.	7. S. n. Trin. ☽	7. S. n. Pfingst.	12 8. S. n. Pf.	4 10	8 2	12 43	11 10	♏
26 M.	Anna	Anna	13 Gabriel, Erz.	4 11	8 0	1 54	11 27	♏
27 D.	Berthold	Pantaleon	14 Aquila Ap.	4 13	7 59	3 8	11 48	♏
28 M.	Innocenz	Innocenz	15 Ceryc. u. J.	4 14	7 57	4 23	Mrg.	♐
29 D.	Martha	Martha	16 Athenogenes	4 16	7 56	5 36	12 16	♐
30 F.	Beatrix	Abdon	17 Marina	4 17	7 54	6 42	12 56	♑
31 S.	Germanus	Ignaz Loyola	18 Hyacinthus	4 19	7 53	7 37	1 50	♑

Jüdischer Kalender.

Jahr 5669.

17. Thamuz, Fasten, Tempeleroberung, fällt auf den 6. Juli.
1. Ab fällt auf den 19. Juli.
9. Fasten, Tempelverbrennung, 27. Juli.

100jähriger Kalender.

Am 1. und 2. trübe, 3. Regen, 4. bis 8. sehr warm, 10. Gewitter, 11. Regen, 13. bis 17. veränderlich, 18. bis 24. heiter und warm, nachher wechselnd.

Mond-Wechsel.

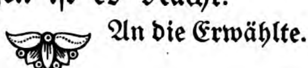
3. ◯ 1 Uhr nachmitt. Vollmond. 10. ☾ 8 Uhr vormitt. letzt. Viertel. 17. ● 12 Uhr mitags Neumond. 25. ☽ 1 Uhr nachmitt. erst. Viertel.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur bleibt unsichtbar. ♀ Venus bleibt den ganzen M. hindurch etwa 1/2 St. als Abendstern sichtbar, am 27. ist sie in der Nähe des Regulus im Sternbilde des Löwen zu finden. ♂ Mars ist schon in den späten Abendst. zu sehen, die Dauer der Sichtbarkeit beläuft sich daher am Ende d. M. auf nahezu 5 St. ♃ Jupiter wird mit Ende d. M. ganz unsichtbar. ♄ Saturn geht in den ersten Tagen d. M. um Mittern. herum auf, die Dauer d. Sichtbark. nimmt zu b. auf 4 1/2 St.

Notizen:

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.



An die Erwählte.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.



Sprichwörtlich.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Zahme Xenien Nr. 8.



Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Faust II (1. Akt. Anmutige Gegend. Chor).



Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.

Faust II (1. Akt. Kaiserliche Pfalz. Astrolog).



Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von Vornen.



Sprichwörtlich.

Mein Freund, die goldene Zeit ist wohl vorbei,
Allein die Guten bringen sie zurück.

Torquato Tasso (2. Akt, 1. Szene. Prinzessin).



Überzeugung soll mir niemand rauben,
Wers besser weiß, der mag es glauben!

Zahme Xenien Nr. 4.



Mit rechten Leuten wird man was.

Faust I (Walpurgisnachtstraum).

August (Ernte-Monat) hat 31 Tage

1909	Protestantischer August	Katholischer August	Russisch-griechischer Juli	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 S.	8. S. n. Trin. ○	8. S. n. Pf.	19 9. S. n. Pf.	4 20	7 51	8 19	3 0	
2 M.	Portiuncula	Portiuncula	20 Elias, Pr.	4 22	7 49	8 50	4 21	
3 D.	August	Stephan Erf.	21 Sim. u. J.	4 23	7 47	9 14	5 50	
4 M.	Perpetua	Dominicus	22 Mar. Magd.	4 25	7 46	9 33	7 19	
5 D.	Dominicus	Maria Schnee	23 Trophimus	4 27	7 44	9 50	8 47	
6 F.	Verkl. Christi	Verkl. Christi	24 Christina	4 28	7 42	10 7	10 13	
7 S.	Donatus	Cajetanus	25 E. d. h. Ann.	4 30	7 40	10 24	11 38	
8 S.	9. S. n. Trin. ☾	9. S. n. Pf.	26 10. S. n. Pf.	4 31	7 38	10 44	1 2	
9 M.	Romanus	Romanus	27 Prochorus	4 33	7 36	11 9	2 25	
10 D.	Laurentius	Laurentius	28 Callinicus	4 35	7 35	11 41	3 44	
11 M.	Titus	Tiburtius	29 Silas Ap.	4 36	7 33	Mrg.	4 55	
12 D.	Klara	Klara	30 Eudocim.	4 38	7 31	12 23	5 56	
13 F.	Hildebrandt	Hippolytus	31 Pantelem	4 39	7 29	1 17	6 43	
14 S.	Eusebius	Eusebius	1 Fast. d. M. G.	4 41	7 27	2 20	7 19	
15 S.	10. S. n. Trin.	10. S. n. Pf.	2 11. S. n. Pf.	4 43	7 25	3 30	7 46	
16 M.	Isaak ●	Rochus	3 Isaak	4 45	7 23	4 42	8 6	
17 D.	Bertram	Liberatus	4 7 Jüng. i. E.	4 46	7 21	5 53	8 23	
18 M.	Emilia	Helena	5 Eusignius	4 48	7 19	7 4	8 37	
19 D.	Sebald	Sebald	6 v. Chr.	4 50	7 16	8 13	8 50	
20 F.	Bernhard	Bernhard	7 Dometian	4 51	7 14	9 21	9 2	
21 S.	Anastasius	Anastasius	8 Emilian	4 53	7 12	10 29	9 16	
22 S.	11. S. n. Trin.	11. S. n. Pf.	9 12. S. n. Pf.	4 55	7 10	11 39	9 31	
23 M.	Zachäus	Philipp	10 Laurentius	4 56	7 8	12 51	9 50	
24 D.	Bartholom. ☽	Bartholom.	11 Euplus	4 58	7 6	2 4	10 14	
25 M.	Ludwig	Ludwig	12 Photius	5 0	7 3	3 17	10 47	
26 D.	Irenäus	Zephyrinus	13 Maximus	5 1	7 1	4 25	11 32	
27 F.	Gebhard	Rufus	14 Micha Pr.	5 3	6 59	5 25	Mrg.	
28 S.	Augustinus	Augustinus	15 Fastenende	5 5	6 57	6 12	12 34	
29 S.	12. S. n. Trin.	12. S. n. Pf.	16 13. S. n. Pf.	5 6	6 55	6 47	1 51	
30 M.	Benjamin	Rosa	17 Miron	5 8	6 52	7 14	3 17	
31 D.	Rebekka ○	Raimund	18 Florus	5 10	6 50	7 36	4 48	

Jüdischer Kalender.

Jahr 5669.

1. Elul fällt auf den 18. August.

100jähriger Kalender.

Am 2. trübe mit Regen, 4. bis 6. schön, 7. Gewitter mit starkem Regen, 9. bis 13. wechselnd Regen und Sonnenschein, 15. bis 21. schön und heiter, dann veränderlich.

Mond-Wechsel.

1. ○ 10 U. abends Vollmond. 8. ☾ 1 U. nachm. letzt. Viertel. 16. ● 1 U. morg. Neum. 24. ☽ 5 U. morg. erst. Viertel. 31. 6 Uhr vorm. Vollmond.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur bleibt unsichtbar. ♀ Venus bleibt noch immer 1/2 St. des Abends im Westen sichtbar. ♂ Mars, die Dauer der Sichtbarkeit nimmt immer mehr zu bis auf 7 3/4 Stunden am Ende d. M. ♃ Jupiter bleibt unsichtbar. ♄ Saturn steht in der ersten Hälfte d. M. um Sonnenaufgang herum im Meridian und ist am Ende d. M. 7 1/2 Stunden lang sichtbar.

Notizen:

Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden sein.
Wahrer Genuß (1767).



Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.
Sprichwörtlich.



.... gewöhnt sich
Ungenügsam das Herz, so muß es vieles vermissen.
Reinecke Fuchs (1744).



.... ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume giebt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Torquato Tasso (5. Akt, 1. Szene. Antonie).



Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Natur und Kunst (1802).



Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen.
Die natürliche Tochter (4. Akt, 4. Szene. Eugenie).



Den lieb ich, der Unmögliches begehrt.
Faust II (Klassische Walpurgisnacht).



Dem Klugen, Weitumsichtigen zeigt fürwahr sich oft
Unmögliches noch als möglich.
Faust II (Helena).

September (Herbst-Monat) hat 30 Tage

1909	Protestantischer September	Katholischer September	Russisch-griechischer August	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 M.	Ägidius	Ägidius	19 Andr. Str.	5 11	6 48	7 54	6 19	♓
2 D.	Rahel, Lea	Stephan	20 Samuel	5 13	6 45	8 11	7 49	♈
3 F.	Mansuetus	Mansuetus	21 Thaddäus	5 15	6 43	8 28	9 18	♈
4 S.	Moses	Rosalia	22 Agathonic.	5 16	6 41	8 48	10 45	♉
5 S.	13. S. n. Trin.	14. S. n. Pf.	23 14. S. n. Pf.	5 18	6 39	9 12	12 11	♉
6 M.	Magnus ☾	Magnus	24 Eudygius	5 19	6 36	9 41	1 34	♊
7 D.	Regina	Regina	25 Bartholom.	5 21	6 34	10 20	2 49	♊
8 M.	Mariä Geb.	Mar. Geb.	26 Hadr. u. N.	5 23	6 32	11 10	3 53	♋
9 D.	Bruno	Gorgonius	27 Poimen	5 25	6 29	Mrg.	4 44	♋
10 F.	Sosthenes	Nikolaus v. T.	28 Mos. v. Äth.	5 26	6 27	12 11	5 23	♌
11 S.	Gerhard	Protus	29 Joh. Enth.	5 28	6 24	1 19	5 51	♌
12 S.	14. S. n. Trin.	15. S. n. Pf.	30 15. S. n. Pf.	5 30	6 22	2 30	6 13	♌
13 M.	Christlieb	Maternus	31 G. d. M. G.	5 31	6 20	3 42	6 30	♍
14 D.	Kreuz-Erhöh. ●	Kreuz-Erhöh.	1 September	5 33	6 17	4 53	6 44	♍
15 M.	Quatember	Quatember	2 Mamas	5 35	6 15	6 2	6 57	♎
16 D.	Euphemia	Corn. u. Cypr.	3 Anthymus	5 36	6 13	7 11	7 10	♎
17 F.	Lambertus	Lambertus	4 Babylas	5 38	6 10	8 19	7 22	♎
18 S.	Siegfried	Thom. v. Vill.	5 Zacharias	5 40	6 8	9 28	7 36	♏
19 S.	15. S. n. Trin.	16. S. n. Pf.	6 16. S. n. Pf.	5 41	6 5	10 39	7 53	♏
20 M.	Friederike	Eustachius	7 Sozon	5 43	6 3	11 51	8 14	♐
21 D.	Matthäus, Ev.	Matthäus, Ev.	8 Mar. Geb.	5 45	6 1	1 4	8 42	♐
22 M.	Moritz ☽	Moritz	9 Joach. u. A.	5 46	5 58	2 13	9 22	♐
23 D.	Joel	Thekla	10 Menodora	5 48	5 56	3 14	10 15	♑
24 F.	Johann. Empf.	Johann. Empf.	11 Theodora	5 50	5 54	4 5	11 23	♑
25 S.	Kleophas	Kleophas	12 Autonom.	5 51	5 51	4 44	Mrg.	♒
26 S.	16. S. n. Trin.	17. S. n. Pf.	13 17. S. n. Pf.	5 53	5 49	5 14	12 43	♒
27 M.	Kosmas Dam.	Kosmas Dan.	14 Kreuz-Erh.	5 55	5 46	5 37	2 11	♓
28 D.	Wenzeslaus	Wenzeslaus	15 Niketas	5 57	5 44	5 56	3 42	♓
29 M.	Michael ○	Michael	16 Euphemia	5 58	5 42	6 14	5 14	♈
30 D.	Hieronymus	Hieronymus	17 Sophia	6 0	5 39	6 31	6 45	♈

Jüdischer Kalender.

Jahr 5670.

1. Tischri, Neujahrs-Fest,* fällt auf den 16. September.

2. Tischri, zweites Fest,* fällt auf den 17. September.

4. Tischri, Fasten-Gedaljah, fällt auf den 19. September.

10. Tischri, Versöhnungsf.* fällt auf den 25. September.

15. Tischri, Laubhüttenfest,* fällt auf den 30. September.

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

100jähriger Kalender.

Vom 2. bis 5. windig, 6. bis 8. warm und Gewitter, 12. bis 14. Reif, 15. bis 17. hell und warm, hierauf veränderlich, stürmisch u. Nebel.

Mond-Wechsel.

6. ☾ 9 Uhr ab. letzt. Viertel. 14. ● 4 Uhr nachmitt., Neumond. 22. ☽ 8 Uhr abends, erstes Viertel. 29. ○ 2 U. nachm. Vollmond.

Herbstes Anfang den 23. September. Tag- und Nachtgleiche.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur bleibt unsichtbar. ♀ Venus, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt jetzt langs. zu, betr. aber a. E. d. M. immer noch wenig über $^1/_2$ Std. ♂ Mars, kommt a. 24. d. M. i. Opposit. z. Sonne u. ist daher jetzt d. ganze Nacht hindurch sichtbar. ♃ Jupiter, kommt a. 18. d. M. i. Konjuktion zur Sonne u. bleibt daher noch unsichtbar. ♄ Saturn, geht immer früher nach dem Eintritt der Dunkelheit auf und wird in der ersten Hälfte d. M. für die ganze Nacht hindurch sichtbar.



Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.
Iphigenie (1. Akt, 2. Szene. Iphigenie).



Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.
Zahme Xenien Nr. 1.



Es ist nicht klug, es ist nicht wohlgethan,
Vorsätzlich einen Menschen zu verkennen.
Torquato Tasso (2. Akt, 2. Szene. Tasso).



.... leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.
Abschied (1747).



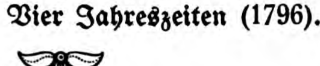
O Beste! Glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn!
Faust I (Garten. Faust).



Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.
Faust I (Studierzimmer. Mephisto).



Gleich sei keiner dem andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.
Vier Jahreszeiten (1796).



Ein Vorsatz, mitgeteilt, ist nicht mehr dein.
Die natürliche Tochter (1. Akt, 5. Szene. König).

Oktober (Wein-Monat) hat 31 Tage

1909	Protestantischer Oktober	Katholischer Oktober	Russisch-griechischer September	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 F.	Remigius	Remigius	18 Eumenius	6 2	5 37	6 49	8 16	
2 S.	Vollrad	Leodegar	19 Trophim.	6 3	5 35	7 11	9 47	
3 S.	17. S. n. Trin.	17. S. n. Pf.	20 18. S. n. Pf.	6 5	5 32	7 39	11 15	
4 M.	Franz	Franz	21 Quadratus	6 7	5 30	8 15	12 37	
5 D.	Fides	Placidus	22 Phocas	6 8	5 28	9 2	1 47	
6 M.	Charitas ☾	Bruno	23 Joh. Empf.	6 10	5 25	10 1	2 44	
7 D.	Spes	Marcus P.	24 Thekla	6 12	5 23	11 8	3 26	
8 F.	Ephraim	Brigitta	25 Euph. u. S.	6 14	5 21	Mrg.	3 57	
9 S.	Dionysius	Dionysius	26 Verb. Joh.	6 15	5 18	12 19	4 20	
10 S.	18. S. n. Trin.	18. S. n. Pf.	27 19. S. n. Pf.	6 17	5 16	1 31	4 38	
11 M.	Burchard	Burchard	28 Chariton	6 19	5 14	2 42	4 53	
12 D.	Ehrenfried	Maximilian	29 Cyriacus	6 21	5 12	3 52	5 6	
13 M.	Koloman	Eduard	30 Gregorius	6 23	5 9	5 1	5 18	
14 D.	Wilhelmine ●	Calixtus	1 Oktober	6 24	5 7	6 10	5 30	
15 F.	Hedwig	Therese	2 Cyprianus	6 26	5 5	7 19	5 43	
16 S.	Gallus	Gallus	3 Dionysius	6 28	5 3	8 30	5 59	
17 S.	19. S. n. Trin.	19. S. n. Pf.	4 20. S. n. Pf.	6 30	5 0	9 42	6 18	
18 M.	Lukas Ev.	Lukas Ev.	5 Pet., A. u. T.	6 32	4 58	10 54	6 43	
19 D.	Ptolemäus	Petrus v. Alc.	6 Thom. Ap.	6 33	4 56	12 4	7 18	
20 M.	Wendelin	Wendelin	7 Serg., Bac.	6 35	4 54	1 8	8 5	
21 D.	Ursula	Ursula	8 Pelagia	6 37	4 52	2 2	9 6	
22 F.	Cordula ☽	Cordula	9 Jakobus	6 39	4 50	2 44	10 19	
23 S.	Severinus	Joh. v. Capist.	10 Eulampius	6 41	4 48	3 16	11 42	
24 S.	20. S. n. Trin.	20. S. n. Pf.	11 21. S. n. Pf.	6 42	4 46	3 40	Mrg.	
25 M.	Adelheid	Chrispin	12 H. Rel. n. G.	6 44	4 44	3 59	1 9	
26 D.	Amandus	Evaristus	13 Carpus	6 46	4 41	4 17	2 38	
27 M.	Sabina	Sabina	14 Nazarius	6 48	4 39	4 33	4 8	
28 D.	Simon, Juda ○	Euphemius	15 Euphemius	6 50	4 37	4 51	5 39	
29 F.	Engelhard	Narcissus	16 Longinus	6 51	4 35	5 10	7 11	
30 S.	Hartmann	Serapion	17 Hosea Pr.	6 53	4 33	5 35	8 43	
31 S.	Reform.-Fest	21. S. n. Pf.	18 22. S. n. Pf.	6 55	4 31	6 8	10 12	

Jüdischer Kalender.

Jahr 5670.

16. Tischri, zweites Fest,* fällt auf den 1. Oktober.

21. Tischri, Palmenfest, fällt auf den 6. Oktober.

22. Tischri, Laubh.-Ende,* fällt auf den 7. Oktober.

23. Tischri, Gesetzesfreude,* fällt auf den 8. Oktober.

1. Marcheschwan fällt auf den 16. Oktober.

Die mit * bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

100jähriger Kalender.

Vom 2. bis 9. Regen, 10. und 11. hell, 12. bis 16. trübe, 18. bis 26. Nebel u. Regen, hierauf Frost und Nebel.

Mond-Wechsel.

6. ☾ 8 Uhr vormittags, letzt. Viert. 14. ● 9 Uhr vormittags, Neumond. 22. ☽ 8 Uhr vorm., erst. Viertel. 28. ○ 11 Uhr abends, Vollmond,

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur, wird in d. zweit. Hälfte d. M. morg. i. Ost. sichtb., a. E. d. M. 3/4 Std. ♀ Venus, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt jetzt merklicher zu u. betr. a. E. d. M. etwa 5/4 Std. ♂ Mars, geht nun v. Beg. d. Morgendg. unt., d. Dauer d. Sichtbark. nimmt dah. wied. ab b. a. 9 1/4 Std. a. E. d. M. ♃ Jupiter, wird mit Anf. d. M. auf kurze Zeit d. Morg i. Ost. sichtb. ♄ Saturn, kommt geg. Mitte d. M. i. Opposit. z. S. u. bleibt noch b. geg. E. d. M. d. ganze Nacht hindurch sichtbar.

Notizen:

Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurück! So bleibt es.
Hermann und Dorothea (1747).



Frömmigkeit verbindet sehr,
Aber Gottlosigkeit noch viel mehr.
Zahme Xenien Nr. 5.



Wirst du die frommen Wahrheitswege gehen,
Dich selbst und Andre trügst du nie.
Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehen;
Derwegen haſſ' ich sie.
Zahme Xenien Nr. 4.



Wo Einer fiel, seh Jeder seinen Fall!
Auf Miedings Tod (1782).



Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sichs verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.
Sprichwörtlich.



Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannst dich nicht vom Fehl befreien,
Wirst du andern gern verzeihen.
Zahme Xenien Nr. 3.



Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Iphigene (5. Akt, Szene 3, Iphigenie.)

November (Nebel- oder Windmonat) hat 30 Tage.

1909	Protestantischer November	Katholischer November	Russisch-griechischer Oktober	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.	ℂ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	Z.
1 M.	Aller Heiligen	Aller Heiligen	19 Joel, Proph.	6 57	4 30	6 51	11 31	
2 D.	Aller Seelen	Aller Seelen	20 Artemius	6 59	4 28	7 47	12 36	
3 M.	Gottlieb	Hubert	21 Hilarion	7 1	4 26	8 53	1 25	
4 D.	Charlotte ☾	Karl Borrom.	22 M. G. Bild	7 3	4 24	10 5	2 1	
5 F.	Erich	Emmerich	23 Jakobus A.	7 5	4 22	11 18	2 27	
6 S.	Leonhard	Leonhard	24 Arethas	7 6	4 20	Mrg.	2 46	
7 S.	22. S. n. Tr.	22. S. n. Pf.	25 23. S. n. Pf.	7 8	4 19	12 30	3 2	
8 M.	Claudius	4 Gekr. Märt.	26 Demetrius	7 10	4 17	1 41	3 15	
9 D.	Theodorus	Theodorus	27 Nestor	7 12	4 15	2 50	3 27	
10 M.	Martin Luther	Andreas Avel.	28 Terentius	7 14	4 14	3 59	3 39	
11 D.	Martin Bischof	Martin Bischof	29 Anastasia	7 16	4 12	5 8	3 51	
12 F.	Kunibert	Martin Papst	30 Zenobius	7 17	4 10	6 19	4 6	
13 S.	Eugen ●	Stanislaus K.	31 Stachys	7 19	4 9	7 31	4 24	
14 S.	23. S. n. Trin.	23. S. n. Pf.	1 November	7 21	4 7	8 44	4 47	
15 M.	Leopold	Leopold	2 Akindynus	7 23	4 6	9 56	5 18	
16 D.	Ottomar	Edmund	3 Akepsimas	7 25	4 4	11 3	6 1	
17 M.	Buß- u. Bettag	Greg. Thaum.	4 Joannicius	7 26	4 3	12 0	6 57	
18 D.	Gottschalk	Otto, Eugen	5 Galaktion	7 28	4 2	12 45	8 6	
19 F.	Elisabeth	Elisabeth	6 Paulus	7 30	4 0	1 19	9 25	
20 S.	Edmund ☽	Felix v. Valois	7 Lazarus	7 32	3 59	1 45	10 48	
21 S.	Totenfest	24. S. n. Pf.	8 25. S. n. Pf.	7 34	3 58	2 5	Mrg.	
22 M.	Ernestine	Cäcilia	9 Onesiphor	7 35	3 57	2 22	12 13	
23 D.	Clemens	Clemens	10 Erastus	7 37	3 55	2 38	1 39	
24 M.	Lebrecht	Lebrecht	11 Menas	7 39	3 54	2 54	3 6	
25 D.	Katharina	Katharina	12 Joh. Elem.	7 40	3 53	3 11	4 35	
26 F.	Konrad	Konrad	13 Joh. Chrys.	7 42	3 52	3 33	6 5	
27 S.	Lot ○	Virgilius	14 Phil. Ap.	7 44	3 51	4 1	7 36	
28 S.	1. Advent	1. Advent	15 26. S. n. Pf.	7 45	3 50	4 38	9 2	
29 M.	Noah	Saturnin	16 Fast. v. W.	7 47	3 50	5 29	10 17	
30 D.	Andreas	Andreas	17 Greg. v. N.	7 48	3 49	6 32	11 16	

Jüdischer Kalender.

Jahr 5670.

1. Kislev fällt auf den 14. November.

100jähriger Kalender.

Am 2. und 3. kalt, 4 und 5. Regen, 6. bis 8. schön, 9. bis 12. wieder Regen, 15. bis 18. Schnee, hierauf bis zu Ende abwechselnd Frost und Regen.

Mond-Wechsel.

4. ℂ 11 U. abends letzt. Viertel. 13. ● 3 Uhr morgens Neumond. 20. ☽ 6 Uhr abends, erst. Viert. 27. ○ 10 U. vormitt., Vollmond. Unsichtb. Mondfinst.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt wied. ab, v. M. d. M. a. unsichtb. ♀ Venus, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt weit. zu b. a. $2^1/_2$ St. am südwestl. Abendh. ♂ Mars, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt weiter ab bis a. $8^3/_4$ Std. ♃ Jupiter, geht immer früher a. Morg. auf, so daß er a. E. d. M. bereits $4^1/_2$ Std. vor Tagesanbr. sichtbar ist. ♄ Saturn, geht nunmehr vor Tagesanbr. unter, so daß die Dauer der Sichtbark. langsam wieder abnimmt; sie beträgt anfangs noch $11^1/_4$, a. Ende d. M. $9^3/_4$ Stunden.

Notizen:

Ein edler Mann wird durch ein gutes
Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (1. Akt, Szene 2, Arkas).



Über Wetter- und Herrenlaunen,
Runzle niemals die Augenbraunen,
Und bei den Grillen der schönen Frauen
Mußt du immer vergnüglich schauen.

Lebensart (1814).



Sie streiten sich, so heißt's, um Frei-
heitsrechte;
Genau besehn, sind's Knechte gegen
Knechte.

Faust II (2. Akt, Mephistopheles).



Wer Freude will, besänftige sein Blut!

Faust II (1. Akt, Kaiserliche Pfalz, Astrolog).



Zum Holen sind zwar oft die guten
Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab'
ich noch zu sehen'

Die Mitschuldigen (2. Akt, Szene 2, Sophie).



Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.

Faust II (2. Akt. Klassische Walpurgisnacht.
Chison).



Was man zu heftig fühlt, fühlt man
nicht allzulang.

Die Laune des Verliebten (3. Szene, Eyle).



Ein Fürst soll einzeln nicht erzogen
werden.
Einsam lernt niemand je sich selbst,
Noch weniger anderen gebieten.

Elpenor (2. Akt, Szene 3).

Dezember (Christ-Monat) hat 31 Tage.

1909	Protestantischer Dezember	Katholischer Dezember	Russisch-griechischer November	Sonnen-Aufg.	Sonnen-Untg.	Mond-Aufg.	Mond-Untg.	☾ Lauf
				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.	3.
1 M.	Arnold	Eligius	18 Plato	7 50	3 48	7 45	11 59	♌
2 D.	Candidus	Bibiana	19 Obadja Pr.	7 51	3 47	9 0	12 29	♌
3 F.	Cassian	Franz Xaver	20 Greg. Dec.	7 52	3 47	10 14	12 52	♌
4 S.	Barbara ☾	Barbara	21 Mar. Eing.	7 54	3 46	11 26	1 9	♍
5 S.	2. Advent	2. Advent	22 27. S. n. Pf.	7 55	3 46	Mrg.	1 23	♍
6 M.	Nikolaus	Nikolaus	23 Amphiloch.	7 57	3 45	12 36	1 35	♎
7 D.	Antonia	Ambrosius	24 Katharina	7 58	3 45	1 45	1 47	♎
8 M.	Mariä Empf.	Mariä Empf.	25 Clemens	7 59	3 44	2 53	1 59	♎
9 D.	Joachim	Leokadia	26 Alypius	8 0	3 44	4 4	2 12	♏
10 F.	Judith	Melchiades	27 Jakob. v. P.	8 1	3 44	5 16	2 29	♏
11 S.	Waldemar	Damasus	28 Stephanus	8 3	3 44	6 29	2 50	♐
12 S.	3. Advent ●	3. Advent	29 1. Advent	8 4	3 44	7 43	3 18	♐
13 M.	Lucia	Lucia	30 Andreas	8 5	3 44	8 54	3 57	♐
14 D.	Israel	Nicasius	1 Dezember	8 6	3 44	9 55	4 50	♑
15 M.	Quatember	Quatember	2 Habakuk, P.	8 7	3 44	10 45	5 56	♑
16 D.	Ananias	Adelheid	3 Zephanja	8 7	3 44	11 23	7 13	♒
17 F.	Lazarus	Lazarus	4 Barbara	8 8	3 44	11 50	8 36	♒
18 S.	Christoph	Mariä Erw.	5 Sabbas	8 9	3 44	12 12	9 59	♓
19 S.	4. Advent	4. Advent	6 2. Advent	8 10	3 44	12 29	11 23	♓
20 M.	Abraham ☽	Thomas A.	7 Ambrosius	8 10	3 45	12 45	Mrg.	♈
21 D.	Thomas Ap.	Thomas	8 Patapius	8 11	3 45	1 0	12 47	♈
22 M.	Beata	Flavian	9 Em. d. h. A.	8 11	3 46	1 16	2 12	♉
23 D.	Ignatius	Victoria	10 Menas E.	8 12	3 46	1 35	3 38	♉
24 F.	Adam, Eva	Adam, Eva	11 Daniel	8 12	3 47	1 58	5 6	♊
25 S.	Heil. Christfest	Heil. Christfest	12 Spiridion	8 13	3 47	2 30	6 33	♊
26 S.	Stephanus ○	Stephanus	13 3. Advent	8 13	3 48	3 14	7 53	♊
27 M.	Johannes Ev.	Johannes Ev.	14 Thyrsus	8 13	3 49	4 11	9 0	♋
28 D.	Unsch. Kindl.	Unsch. Kindl.	15 Eleutherius	8 13	3 50	5 20	9 51	♋
29 M.	Jonathan	Thomas B.	16 Haggai Pr.	8 14	3 51	6 36	10 28	♌
30 D.	David	David	17 Daniel Pr.	8 14	3 52	7 53	10 54	♌
31 F.	Sylvester	Sylvester	18 Sebastian	8 14	3 53	9 8	11 13	♍

Jüdischer Kalender.

Jahr 5670.

25. Kislev, Tempelweihe, fällt auf den 8. Dezember.

1. Tebeth fällt auf den 13. Dezember.

10. Tebeth, Fasten, Belag. Jerusalems, fällt auf den 22. Dezember.

100jähriger Kalender.

Am 5. Schnee, 8. Regen, 9. bis 13. veränderlich, 14. bis 18. trübe und Schnee, 20. hell und kalt, vom 21. bis zu Ende ziemliche Kälte und Nebel.

Mond-Wechsel.

4. ☾ 5 Uhr nachmitt. letzt. Viert. 12. ● 9 U. ab. Neum. 20. ☽ 3 Uhr morgens erst. Viertel. 26. ○ 10 Uhr abends, Vollmond.

22. Dez. Winters Anfang. Kürzester Tag. 12. Dezemb. unsichtbare Sonnenfinsternis.

Planeten-Erscheinungen.

☿ Merkur bleibt unsichtbar. ♀ Venus, kommt a. 2. d. M. i. d. östl. Elongation zur Sonne u. ist a. E. d. M. noch 3¼ Std. als Abendst. i. Südwesten zu sehen. ♂ Mars, geht immer früher, zuletzt bald nach d. erst. Morgenst. unter; d. Dauer d. Sichtbarkeit beträgt dann nur noch 8 Std. ♃ Jupiter, steht zu Anf. d. M. b. Sonnenaufg. nah. d. Meridian, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt z. b. a. 6½ Std. ♄ Saturn, d. Dauer d. Sichtbark. nimmt weit. ab bis a. 7¾ Stunden am Ende d. M.

Notizen:

Ein Feldherr ohne Heer scheint wie ein Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

Torquato Tasso (5. Akt, Szene 1, Alfons).



Nur der ist froh, der geben mag.

Faust I, Vor dem Tor.



Ich weiß, daß nichts mir angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Eigentum (1774).



Dem Ungemessnen beugt sich die Gefahr;
Beschlichen wird das Mäßige von ihr.

Die natürliche Tochter (3. Akt, Szene 6, Eugenie).



Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Drei Oden an meinen Freund Behrisch, (1767) Nr. 3.



Die Gegenwart ist eine mächtige Göttin;
Lern ihren Einfluß kennen!

Torquato Tasso (4. Akt, Szene 4, Antonio).



.... Das Leben ist die Liebe
Und des Lebens Leben Geist.

Westöstl. Divan, Buch Suleika (1819).

Soll man dich nicht aufs Schmählichste berauben,
Verbirg dein Geld, dein Weggehn, deinen Glauben!

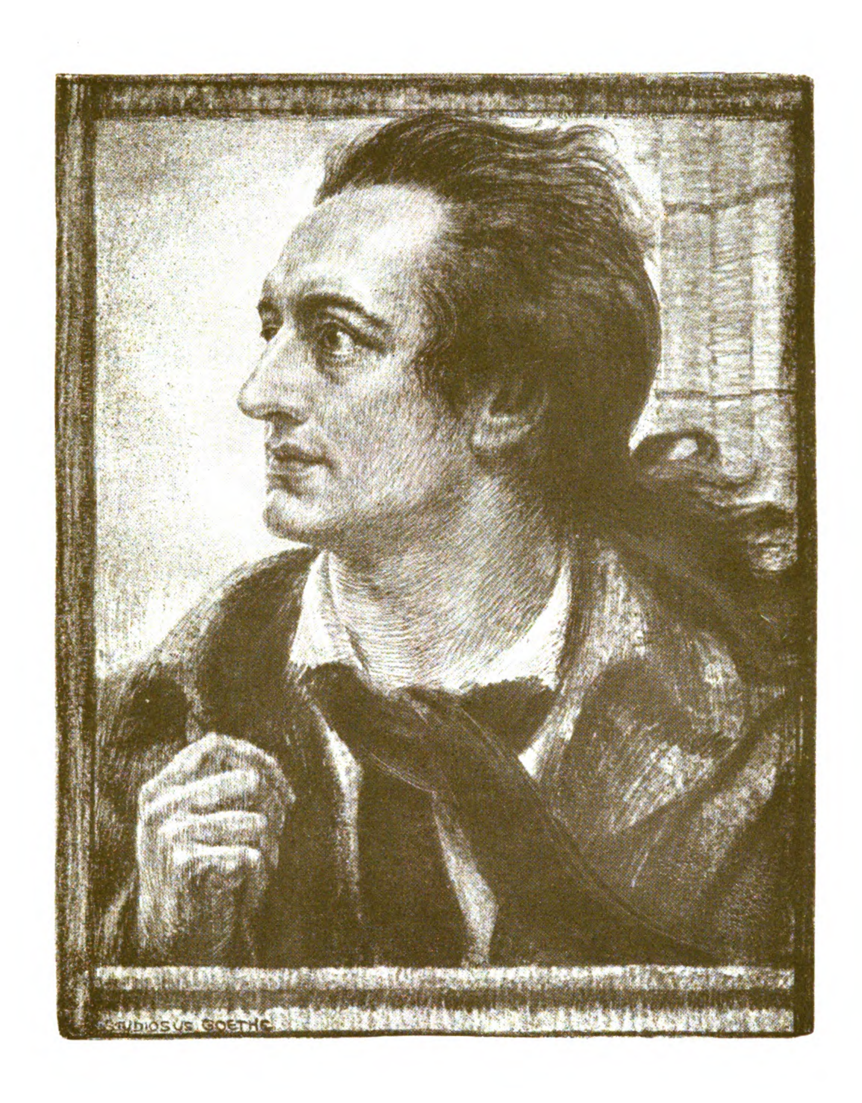
Westöstl. Divan, Buch der Sprüche (1819).



Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Die schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht: sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: das ist Er, das ist Dein Eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit d e r Mensch sich, der sich überwindet.





Der Student.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



Zwischen 1765 und Mitte 1768.

Bei Johann Michael Stock, dessen Schüler im Radieren er war.

Eines Tages sagte Stock: „Goethe, meine Töchter wachsen heran, was meinst Du, worin soll ich die Mädchen unterrichten lassen?“ „„In nichts anderem, erwiderte Goethe, als in der Wirtschaft. Laß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das beste sein.““

1772, Mai und Juni.

Mit Johann Christian Kestner.

Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne, wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurtheilen so viel frei handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er haßt den scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.



Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger, als das.

Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch noch mehr gedacht und raisonirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brotwissenschaften.

1774, Anfang Mai [Juni?].

Mit Johanna Fahlmer.

Tante. Sehen Sie hier! Nun was habe ich?

Goethe. Was ist's? Was ist's, lieb Täntchen? lassen Sie sehen.

Tante. Es ist, worauf Sie sich bei Bölling, wenn's ankäme, als auf ein herrliches Tractement zu Gast geladen haben.*) Aber ich habe noch mehr.

(Tante hält ihm die Revision [Recension?] über Götz von Berlichingen [Teutscher Merkur Junius 1774, S. 321 ff.] vor die Augen und giebt ihm die Blätter zusammen.)

Goethe (nach einigem Lesen). Nu, Wieland, Du bist ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's so an? O, gut! Nun, Sie wissen, Tante, was ich immer von Wieland gesagt habe — ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck [„Götter, Helden und Wieland"] schrieb ich in der Trunkenheit. Ich war trunken. Und, wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes: in gewissen Augenblicken kann man alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeschwätzt: „laß's drucken! laß drucken! — Nä, ihr sollt nicht! — Da kommen sie mir aber auf's neue: O mein! laß es uns drucken!" Und ich hatte, Gott weiß! weder neue Bosheit noch Ärger gegen W. — Nun so druckt's und schert euch! — Da, da! (mit dem Finger auf das Blatt deutend) Das ist just, was mich an W. so ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulassen. Da der Ton. Sehen Sie, liebe Tante: ich will's nicht sagen, ich selbst hab Recht, W. hat Unrecht; denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nur so und so; vielleicht in dem Alter von W. — wer weiß, noch eher? — denk ich just so wie er. Drum,

*) Goethe war wegen Wieland's Rache voller Erwartung und sah deswegen dem IV. Theile des Merkurs mit brennender Ungeduld entgegen.



was soll ich sagen? Hat er nun Recht? Oder hab ich nun Recht? Der Eindruck, den man itzt selbst hat, gilt. W. hat Recht, daß er so urtheilt, aber mich ärgert's nun doch. — „Mit der Zeit! Mit der Zeit!" Ja, das ist's! das ist's! Just, just so spricht mein Vater. Die nämlichen Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit W. in diesen Punkten. Der Vater-Ton! der ist's just, der mich aufgebracht hat. — Sagen Sie mir um jedes Gotteswillen: warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie verteidigte? Sein Musarion, ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist — nichts nimmt er sich an, als der Alceste, die für mich jetzt das schlechteste von allen seinen Werken ist. — Ich muß weiter lesen. — Ganz brav! Ganz brav! Nun Wieland, unsere Fehde ist aus: Dir kann ich nichts mehr thun. Das garstige Fratzenzeug hat er schon gelesen, das seh' ich.

Tante. Ja freilich! Kommen Sie, lesen Sie! das hier ist die Antwort darauf. [Ebenda S. 351 f.]

Er wurde roth. Ich sah, daß es ihn erschütterte.

Goethe. Besser hätt' er's nicht machen können. Sehr gut! Ich sag's ja: nun muß ich ihn auf immer gehen lassen. W. gewinnt viel bei dem Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben prostituirt.

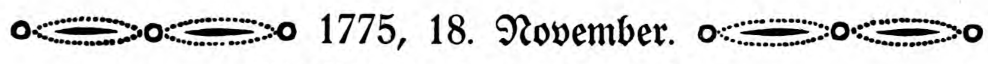
(Tante lachte herzlich.)

Nun wieder an den Anfang der Recension. Die Vergleichung mit dem jungen Füllen u. s. w. Durchgeschnattert und dabei vielmal ausgerufen: Es ist wahr! Er hat Recht! Ganz excellent! — Weiter gelesen. — Gut! Meinen Weislingen beurtheilt er, wie ich ihn will gelesen haben. — Gut! Besser als W. versteht mich doch keiner. — An der Stelle, wo er wegen der Vermischung der Sprachen in verschiedenen Jahrhunderten getadelt wird, sagte er: Auch recht! auch gut! Aber, wer Teufel anders, als ein W., Lessing, kann mich hierinnen beurteilen? Freilich hat er ganz Recht. Ich hab's selber genug gefühlt u. s. w. Die Folge meiner Werke soll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte.

1774, Ende Juni.

Mit Johann Kaspar Lavater.

In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: „„Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.""



1775, 18. November.

Mit Philipp Seidel, seinem Diener.

Am ♁ den 17. huj. waren wir auf der Redoute ..... Die Nacht schliefen wir also nicht. Die folgende, als Samstag den 18. Nov. um $12^1/_4$ Uhr legten wir



uns. Wir schliefen nun zu Dreien in einer Kammer. Da kamen wir ins Gespräch, aus einem ins andere bis zu allen Teufeln. Stell Dir die erschreckliche Wendung vor: von Liebesgeschichten auf die Insel Corsica und auf dieser blieben wir in dem größten und hitzigsten Handgemenge bis Morgens gegen viere. Die Frage, über die mit soviel Heftigkeit als Gelehrsamkeit gestritten wurde, war diese: Ob ein Volk nicht glücklicher sei, wenn's frei ist, als wenn's unter dem Befehl eines souverainen Herrn steht. Denn ich sagte: die Corsen sind wirklich unglücklich. Er [Goethe] sagte: nein es ist ein Glück für sie und ihre Nachkommen; sie werden nur verfeinert, entwildert, lernen Künste und Wissenschaften, statt sie zuvor roh und wild waren. Herr! — sagte ich — ich hätt' den Teufel von seinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Kosten meiner Freiheit, die eigentlich unser Glück macht.

1775, December.

Mit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen.

Shakespeare gehört zu den Dingen, von denen Goethe sagt, daß man nicht von ihnen reden kann, zum wenigsten nicht über sie disputiren.

1777, Ende Juni.

Bei der Herzogin Amalie.

„Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte" — erzählte mir [Falk] der alte ehrwürdige Gleim — „kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum merkte, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender, italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt: ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine ver-



Wertherzeit.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



bindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

> Die Zephy'rn lauschten,
> Die Bäche rauschten,
> Die Sonne
> Verbreitet ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermuthes beim Schopfe nähme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene, als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgendetwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobt — so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen bei den Individuen, denen ich diese Unterstützung zutheil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei überdiemaßen geduldigen Truthahn[!], der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

Das ist entweder Goethe oder der Teufel! rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. „„Beides““ — gab mir dieser zur Antwort; — „„er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.““

Gleim ergötzte sich ausnehmend über diesen Schwank, ebenso Wieland, aus dessen Munde ich ebenfalls die bedeutsamen Züge, wie sie hier vorkommen, zum öftern gehört und gesammelt habe.



1779, 22. December.

Mit August Wilhelm Iffland.

Den 21. kamen Goethe und der Herzog von Weimar hier [in Mannheim] an. Sie sahen „Die Ehescheuen“. Den 22. war Goethe zu Ehren freier Eingang für jedermann und „Clavigo“. Er ließ um 4 Uhr vor der Komödie mich zu sich bitten. „Liegt Ihnen etwas daran“ — so sagte er — „so versichere ich Ihnen meine ganze Bewunderung. Mit so viel Wahrheit und Delicatesse sah ich seit Ekhof nicht spielen. Folgen Sie meinem Rath: spielen Sie entweder oder: immer das Äußerste, das niedrigst Komische und höchste Tragische. Es ist ein odieuser Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichen hat, und bleibt im Mittel. Uff!“ — und dabei spannte er jede Nerve — „hinauf! hinauf! oder ganz im Drecke. Bei Gott! ich wundere mich, daß Sie so jung sind und Resignation genug haben, Alte zu spielen. Wenn ich vierzehn Tage dabliebe, so wollte ich Ihretwegen den „Cid“ von Corneille umarbeiten, so gefallen Sie mir. Adieu! Ich empfehle Ihnen den „Carlos“.“ —

1780, 8. und 14. August.

Mit Johann Anton Leisewitz.

Goethe schätzte sich sehr glücklich, daß er außer der Stadt lebe. Er sagte, es beruhigte ihn ungemein, wenn er noch so verdrießlich zu Hause käme und sähe, daß Alles noch auf seiner Stelle stände. Er billigte meinen Gedanken sehr, daß Voltaire nichts versalzen und nichts verzuckert habe; — von Lessing, mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen; — von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden; — er sagte, „wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: Riecht sie? Kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?“

1783, 5.—7. Februar.

Mit Seidel.

„Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und beobachtet den Himmel. „„Hast Du nichts am Himmel gesehen?““ fragte er mich, und als ich dies verneinte: „„so laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen.““ Ich lief hin; der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „„Höre!““ sagte er dann zu mir, „„wir sind in einem bedeutenden Moment: entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.““ Und nun mußte ich mich zu ihm auf's Bette setzen und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“



Ich (Eckermann) fragte den guten Alten, was es für Wetter gewesen. „Es war sehr wolkig," sagte er, „und dabei regte sich kein Lüftchen; es war sehr still und schwül." — Ich fragte ihn, ob er Goethen jenen Ausspruch sogleich auf's Wort geglaubt habe. „Ja," sagte er, „ich glaube ihm auf's Wort; denn was er vorhersagte, war immer richtig. Am nächsten Tage" — fuhr er fort — „erzählte mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin in's Ohr flüsterte: „„Höre! Goethe schwärmt."" Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselbigen Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden."

1784, September.

Mit Jacobi.

Von der vornehmen Gesellschaft haben wir uns nicht stören lassen. „Ich weiß wohl, sagte Goethe, daß man, um die dehors zu salviren, das dedans zu Grunde richten soll; aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verstehen."

1786, 24. Juli.

Mit Dietmar.

„„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?"" fragte mich der damals noch in der Blüte seines männlichen Alters stehende Goethe (er war erst siebenunddreißig Jahre alt). „„Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?"" — Ich erzählte ihm alles, was mich von dem Salzmannschen Erziehungs-Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann gethan, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittels einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders. „„Er hat einen Bruder in Erfurt,"" erwähnte Goethe, „„der ein geschickter Thiermaler ist, der ihm die unvernünftige Welt zu diesem Behuf auf Glas malen könnte. So wahr und gut es wäre,"" fuhr Goethe fort, „„den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst du die Bäume?""

„„Haben Sie auch die Merkwürdigkeiten in Erfurt beachtet?"" fragte Goethe. — „Ich war im Dom, in welchem man mich auf das Gewölbe des Chors aufmerksam machte, das auf keinem Pfeiler ruht, und auf ein schlechtes



Gemälde, den großen Christoph in kolossaler Größe vorstellend. Auf dem Glockenthurme nahm ich noch die große Glocke in Augenschein, die 275 Centner schwer sein soll, und im Jahre 1497 von Gerhard de Campis gegossen ist." — „„Sie brummt einen tiefen, ernsten Baß,"" meinte Goethe, „„und läßt sich nur an hohen Festtagen hören. Die Kirche ist alt und zur Zeit des Bonifacius erbaut. Die kleinen Glocken sind, wie ich gehört habe, fast zweihundert Jahr älter. Nichts von Luther?"" „Ich habe den kleinen Hügel Steiger besucht, auf welchem Luther's Jugendfreund, Alexis, an seiner Seite vom Blitz getödtet ward."

„„Dieser Blitz hat in Deutschland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte studiren wollte, ins Kloster trieb, und dann zur Erkenntniß eines Funkens der Wahrheit brachte. Sahen Sie seine Zelle, die er in Erfurt bewohnte?""

„Ich habe mich in dem beschränkten Raum umgesehen und von der weißen Bretterwand mir Luthers Lebensgeschichte, mit rothen Buchstaben geschrieben, copirt. Auf einer runden Tafel über der Thür stand die lateinische Inschrift:

Cellula
divino magnoque habitata Luthero, salve etc."

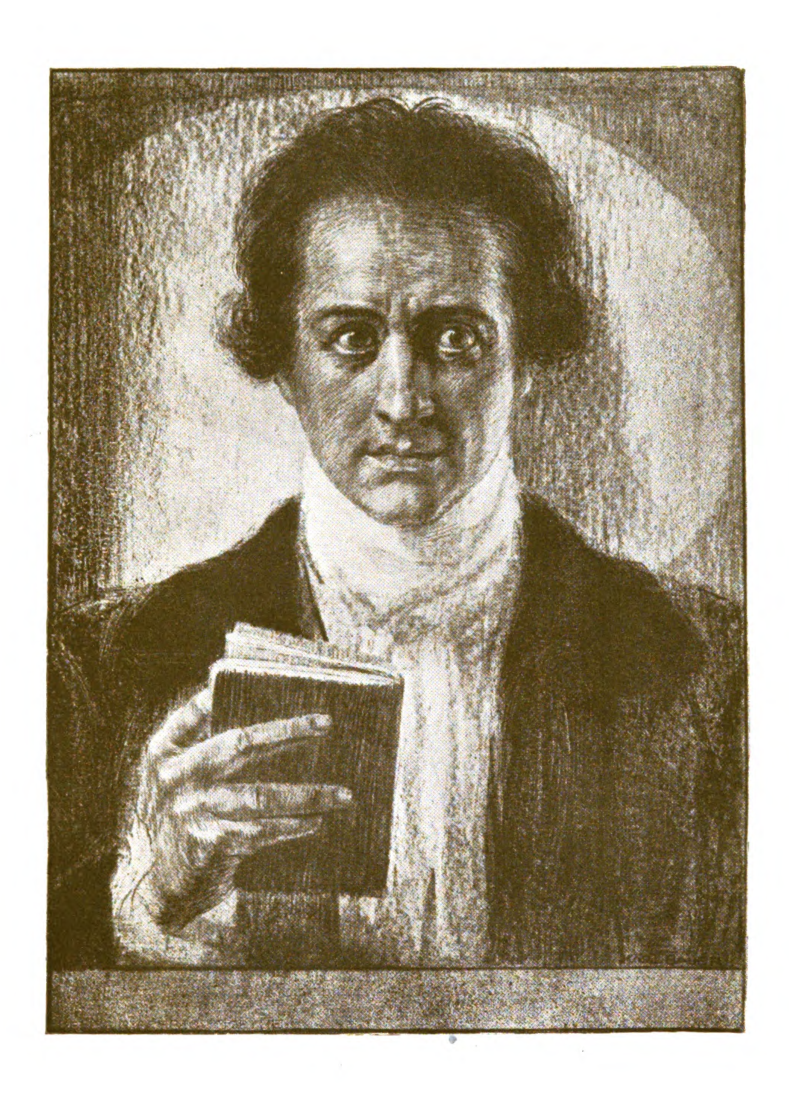
„„Ich kenne sie. Die Augustiner Kirche, in welcher der Mönch Luther gepredigt hat, ist seit Kurzem renovirt worden.""

„„Haben Sie auch Lavater gesehen in Gotha?"" —

„Ich habe ihn gesprochen." — „„Er ist kein großer Freund von mir. Es ist lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Versucher Christi in der Wüste, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie geben lassen. Das gehört zu seinen Phantasien, die ihn oft zu übertriebenen Vorstellungen verleiten. Unser Musäus hat ihn ziemlich gut beleuchtet. — Was haben Sie von meinen Schriften gelesen?"" — „Werther's Leiden." — „„Welchen Eindruck machte seine Leidenschaftsgeschichte auf Sie?"" — „Ich fand seine Empfindungen für Lotte so rein menschlich, daß ich ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, sprach und that." — „„Haben Sie auch geliebt?"" — „Ich kann es nicht leugnen. In einem Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer schönen Wittwe für die sich alle Gefühle in mir regten, — aber Verhältnisse hinderten mich, in jeder Rücksicht ihr meine Zuneigung zu gestehen. Ich verehrte sie, und nur in ihrer Gegenwart befand ich mich wohl; aber ich sah die Unmöglichkeit, ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren." „„War sie schön?"" — „So fand ich sie, und man sagte mir, daß sie in ihrem unverheiratheten Stande das schönste Mädchen in der ganzen Umgebung gewesen wäre."

— „„Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?"" — „Das habe ich schon öfters eingesehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verstanden."

„„Wissen Sie: le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux qui n'aiment rien.""



Der Dreißigjährige.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



Der Vierzigjährige.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



„Davon bin ich überzeugt, aber so glücklich die Liebe macht, so viel Leiden und Schmerzen führt sie auch mit sich. Ich habe die schöne Stelle memorirt, welche mir in Ihren „Werther“ gefiel.“

„„Und welche war es?““

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.“

„„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen, aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit, oder sucht die Unterhaltung auf gleichgiltige, fremde Dinge zu leiten.““

„„Ich habe mich noch nie,““ sagte Goethe, „„mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten.““

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, und spät auf Universitäten nach Halle gegangen.“

„„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit Osteologie beschäftige,““ fuhr Goethe fort, „„so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. — Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen.““



1788.

Mit Caroline Herder geb. Flachsland.

Goethe kam auch heute wieder und sagte mir die besten Folgen Deiner Reise vor. Unter andern sagte er auch, daß er vierzehn Tage vor der Abreise aus Rom täglich wie ein Kind geweint habe.

Eben war Goethe da; er hat viel Lustiges — ich möchte sagen: Betäubendes — über seine häusliche menschliche Situation gesagt; es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion, und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte und dgl. Alles was Du in Deinen 3 Bänden der [„Ideen zur] Philosophie [der Geschichte der Menschheit“] von den Tataren bis zu den Römern geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besitze — und (setzte ich hinzu) mit Vernunft sich regierte.





Goethe sagte neulich: „Man reist ja nicht, um anzukommen, sondern um zu reisen.“



Goethe gedeiht am besten in Rom. Sein ganzes Wesen ist mir noch ein Räthsel; ich weiß nicht, wie ich ihn entziffern soll. Vor mehreren Wochen sagte er mir einmal, er für seine Person hätte viel Glück, ja, es strömte ihm von allen Seiten zu, aber nur für andre habe er kein Glück.



Goethe kam den Montag zu mir. Vom Kaiser sagte er, er hätte das Haus Österreich durch diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in hundert Jahren nicht erholen werde. Ich sagte: „So wird's unserm Herzog auch gehen.“ —

„„Ja, nicht anders,““ antwortete er; „„und so geht's uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf gegangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen, als ein anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht so zusammennähme, so würde es noch noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter. Hätte er gefühlt, wer er ist und wie ihm manquirt worden, er hätte von Augsburg aus sich nicht so gütig betragen. Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menschen das Rauhe hervorkehrt.““

Goethe scherzte letzthin, es würde Dir nicht wohl werden in Rom, bis Du liebtest. — Gebe das gute Schicksal Dir gute Stunden für manches lange Leiden, nur sei klug und vorsichtig.

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im „Pater Brey“ ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? „Beileibe nicht!“ sagte er: ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt.

(Nach einem Abendessen bei Wieland, am 8. October 1791.)

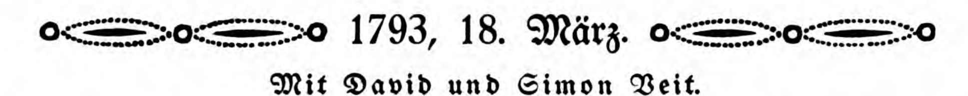
— —

Über die Ursachen wurde gesprochen, warum man in hiesiger Gegend so wenig erträgliche Gesichter unter den Bauernmädchen fände. Wieland fand die vorzüglichste in dem vielen Kuchenfressen, da es jährlich wohl acht Festtage giebt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgestopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Last auf dem Rücken zu schleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Physiognomen hervorbringe. Bei den alten



Griechen und in Italien trügen die Mädchen alles auf dem Kopf. Es gebe eine sehr angenehme Form im Umrisse, ein schlankes Mädchen mit einem gut geformten Wasserkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu sehen. In Italien gebe es auch, die Seehäfen ausgenommen, selbst unter dem männlichen Geschlechte wenig Lastträger und Crocheteurs. Der ärmste Kohlgärtner halte doch seinen Esel, den er früh mit Gewächsen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in sein Gärtchen aus der Stadt hinausschleppe.

Goethe bereiste Italien vorzüglich der Kunst wegen. Seinem Kennerauge ist hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Riesengebäuden die ungeheuren Steinmassen in solche Höhen hinaufgebracht hätten. Hier sagte Goethe, daß er in Sicilien einen unvollendeten Tempel gesehen hätte, wo an den Quadersteinen noch auf beiden Seiten die Henkel sichtbar gewesen wären, um welche man die Seile geschlungen und die man alsdann beim Aneinanderpassen abgeschlagen habe. Übrigens habe man lauter solche schneckenförmig auflaufende Gerüste gehabt, wie sie in Merian's Bilderbibel noch um den babylonischen Thurm herum zu sehen wären. —



1793, 18. März.

Mit David und Simon Veit.

Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an (sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken und spricht so fort), fragte nach dem Endzwecke unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er einen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel arbeiten, er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er etwas unternimmt, so greift er die Sache immer so ganz recht an. Er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! Herkommen kann er freilich nicht; er muß sehr viel Arbeit haben." Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen mit uns ein, sprach aber von keiner Partei mit Decision, jedoch immer natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir standen — sitzen ließ er uns nicht — war mit grünen Tapeten ganz modern geziert. . . . . Eine Viertelstunde — eher mehr, als weniger — hielt er uns auf, machte dann eine bedeutend lächelnde Miene und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ohngeachtet im Briefe Herr Veit als dessen

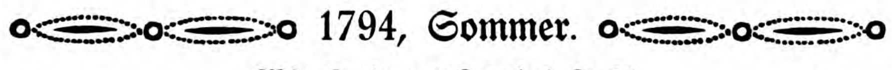


Schwiegersohn genannt ist. Überhaupt haben wir keinen literarischen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm mies ist. Er begleitete uns aus der Antichambre und war noch beim Abschiede sehr höflich.

1794, 6. Juni.

Mit Böttiger.

Es ist äußerst interessant, ihn seine Abenteuer beim Feldzug in der Champagne 1792, wo er den Herzog begleitete, erzählen zu hören. Er hielt sich immer zum Vortrab, wo es am lustigsten zuging. Anekdote von einem Bauer bei Verdun, der sich allein in einem Weinberg versteckt hatte und gegen die preußische Armee schoß. Er sollte gehängt werden und man fand keinen Baum, woran man ihn hätte hängen können. Endlich ließ ihn der preußische Major mit 25 Arschprügeln laufen. Ein niedliches Bauerweibchen, die sich hatte flüchten wollen, brachten sie mit ihren zwei Wagen und Effekten glücklich in ihr Dorf zurück. In Verdun ließ sich Goethe Empfehlungsbriefe nach Paris an die schöne Weile [?] geben, weil er auch gewiß überzeugt war, es ging grade nach Paris. Ein Blatt vom Moniteur, das sie auf einem feindlichen Wagen erbeuteten und worin stand, les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas, bestärkte sie alle in diesem Glauben. Goethe ließ sich schon die Spezialkarten zum Marsche nach Paris durch einen Soldaten, der dies Geschäft als Feldbuchbinder trieb, auf Leinwand ziehen.



1794, Sommer.

Mit Johann Daniel Falk.

Den folgenden Morgen besuchte ich den Geheimen Rath Goethe. . . . . Er ist von mittlerem Wuchse, hat ein männlich braunes Antlitz, schwarze [!] funkelnde Augen, einen tieffassenden Blick, einen starken schwarzen Bart und genialische, aber regelmäßige Züge. Sein Anzug war bürgerlich einfach — ein simpler blauer Überrock — sein Anstand kunst- und anspruchslos. Ein mehr angeborner, als angenommener Ernst erweckt in jedem, der mit ihm spricht, ein gewisses Gefühl von Hochachtung, ich möchte beinahe sagen von Ehrfurcht, das aber keineswegs zurückstoßend ist. Ich hätte ihn eher für einen biederherzigen Amtmann, als für den großen Schriftsteller gehalten, auf den unser Vaterland nicht ohne Ursache stolz sein darf. Er empfing mich freundschaftlich, und wir sprachen über eine Stunde miteinander. Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unsäglicher Anstrengung arbeite. Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um 8 stand noch sein Mittagsessen vor seinem Studirpult. Doch glaubte er nie die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben; denn seine Be-



griffe von dem Ideal, nach dem er hinaufarbeitete und alle seine Geistesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überspannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch ebenso schwer, die Psychologie aus seinen Stücken, als aus seinem Gesichte herauszufinden. Der „Don Carlos“ ließe sich besser lesen, als aufführen, und die darin verwebte Psychologie der Charaktere sei auch selbst bei der Lectüre und der angespanntesten Aufmerksamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anstrengung, mit der Schiller arbeitete, glaubte er auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst an den „Briefen über den Don Carlos“ im „Teutschen Merkur“ sähe man die Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet. Wie Goethe glaubte, sei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieses Dichters gekämpft, mit unverkennbaren Zügen seinem Gesicht eingegraben, und daraus entstehe in demselben die sonderbare Mischung von Schwermuth, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung. Kurz, auf ihn passe ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakterisirung eines Dritten sagte: In seiner Phantasienwelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verräth einen hohen männlichen Geist gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes: Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der Eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte, aber erkennen könnt Ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte.“

Noch sprach Goethe viel von Italien, wo er sich lange Zeit aufgehalten. .... Von den schönen Gegenden und selbst von den Einwohnern dieses Landes sprach er mit vielem Enthusiasmus. „Die Luft ist lauer, reiner, der Himmel blauer und unbewölkter, die Gesichter offen, freundlich und lachender, die Formen und Umrisse der Körper regelmäßig und anlockender. Selbst das Grün der Wiesen und Bäume nicht so kalt und todt, sondern höher, heller, mannigfaltiger, als in den nördlichen Himmelsstrichen. Alles scheint zum lieblichen Genusse einzuladen, und Natur und Kunst bieten sich wechselseitig die Hand. Nirgends oder selten finden Sie in Italien solche zurückstoßende, kolossale Gestalten wie in unsern Gegenden, nirgends so verkrüppelte und zusammengeschrumpfte Figuren. In unsern Gesichtern verlaufen die Züge regellos durch- und ineinander, oft ohne irgend einen Charakter anzudeuten, oder es hält wenigstens schwer, das Original herauszufinden; man kann sagen: in einem deutschen Gesichte ist die Hand Gottes unleserlicher, als auf einem italienischen. Bei uns ist alles verkritzelter und selten selbst in der Form etwas vollendetes. Kopf und Hals scheinen bei jenen Menschen gleichsam unmerklich ineineinandergefügt, bei uns sind sie größtentheils eingeschoben und aufgestülpt. Die sanft geblähte Brust schwellt allmälig in ihren Umrissen; nicht solche kugel- und muskelhafte Massen von Fleisch, die das Auge mehr beleidigen, als einladen. Ich habe in Italien unter der gemeinsten Menschenklasse Körper gesehen gleich den schönsten Antiken und andere, die, entkleidet, dem Künstler durch die Regelmäßigkeit ihres Baues



den vollkommensten Torso vertraten. Kurz: in Italien wohnen schöne Körper und schöne Seelen unter Einem Dach und Fach in brüderlicher Eintracht beisammen; bei uns wohnen sie durch verschiedene Stückwerke abgesondert und ungesellig; jedes treibt seine Wirtschaft für sich. Ich bedaure einen großen Künstler wie Herrn Lips in Deutschland, wo ihm das Studium der Formen in seiner Kunst keinen Vorschub thut; er muß unaufhörlich aus seiner Phantasie hervorarbeiten. Die Römerinnen sind die reizendsten Gestalten, die ich je erblickte: ein schlanker Wuchs, regelmäßige, majestätische Gesichtszüge, große gewölbte Augenbrauen, die wie abgezirkelt einen Halbbogen bilden, sind unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte nichts Ungewöhnliches. Auch herrscht unter ihnen weit mehr Künstlergeschmack, als in Deutschland, wozu freilich der frühe Anblick der unsterblichsten Meisterstücke der Kunst in Tempeln und öffentlichen Gebäuden viel beitragen mag. Bei uns ist der gute Geschmack größtentheils in Studirstuben eingeschlossen. Freilich herrschen dagegen Luxus und Üppigkeit, diese von den schönen Künsten unzertrennlichen Übel, ausgebreiteter, als bei uns, in Italien. Doch muß man auch hier nicht in zu vorschnell die Wirkungen des wollüstigen Klimas dem Einfluß der schönen Künste und Wissenschaften beimessen. Sowie Pflanzen und Blumen unter der milden Sonne Italiens sich schneller und üppiger entfalten, aber auch rascher dahinwelken, so ist es auch vielleicht der Fall mit den Einwohnern dieses Himmelsstrichs selbst: früher und reizender aufblühend und reifend, sind ihre Körper wollüstiger, idealischer, aber auch hinfälliger und vergänglicher, als die unsrigen."

1794, 19. October.

Mit David Veit.

Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen. Es ist wahr, daß er älter geworden . . . . er ist etwas magerer und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender, nichtsdestoweniger ist er außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig.

—: „Künste müssen ausgeübt werden, es sei nun Poesie, Malerei oder was sonst. Der die Regeln giebt, der muß sehr langsam sein, und der Künstler kann wieder nicht warten und muß sich an etwas halten. Dazu ist nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor wie eine Rechenmaschine: die wird gedreht, und das Resultat ist richtig; sie weiß nicht warum? oder wie so?"

Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm oft zu Hülfe; denn er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter. „Bisher" — sagte er unter andern — „hat man sich in der Theorie häufig auf empirische Regeln, auf Erfahrungssätze, eingelassen und immer in den Künsten gesprochen, wie die Sachen erscheinen müssen, nicht wie sie sein müssen und wie man sie machen soll. Ja, hören Sie! das kommt mir vor, als wenn einer



in's Theater geht und das Stück gefällt ihm; nun denkt er, wie natürlich ein jeder: du möchtest wohl auch ein so schön Stück schreiben, und schreibt nach dem Effect. Ja, lieber Gott! der bringt nichts heraus; man muß wissen, wie viel unangenehme Theile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effect macht. Kurz: so wie die Leute reden und schreiben, das heißt meistentheils, ein Stück als Zuschauer schreiben. Hinter die Bühne muß man; man muß die Maschinen und die Leitern kennen."

1795, 11. August.

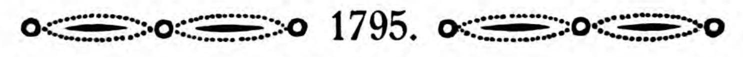
Mit Veit.

Ich sprach mit ihm über den „Literarischen Sansculottismus" („Horen", fünftes Stück) und sagte ihm geradezu: „„Herr Geheimrath, Sie werden es vielleicht für Arroganz, für Unbescheidenheit halten, aber es ist wirklich keins von beiden; ich muß Ihnen sagen, daß mir Ihr „Literarischer Sansculottismus" eine große Freude war. Wenn man selbst jung ist, so kann man nichts lieber hören, als wenn ein Mann wie Sie mit einer solchen Deutlichkeit an seine Jugend denkt und so warm sich für die jetzigen größeren Fortschritte interessiert,"" u. s. w. Goethe: Unbescheidenheit? warum? Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir das sagen, sehr lieb. Sagen Sie, warum soll man dabei still sein? Ich habe dem ganzen Gang so mit zugesehen; ich, und wenn ich auch nicht gewirkt habe, so glaube ich doch, daß ich nicht ohne Wirkung gewesen bin, und nun kommt einer und sagt: es ist nichts, und wir haben nichts! Daß ich so immer den Gang mit weiter mache und mich daran vergnüge, das muß ich ja thun; das, was mir entgegenwächst, entgegenkommt, was aufsproßt, — anderer Leute Kinder oder meine, hier einerlei, — das ist ja das Leben. Was erinnert mich sonst, daß ich bin und wie ich bin? Ich sehe ja, daß man weiter kommt, und man will mich überreden, daß man zurückgehe u. s. w.

1795.

Mit Joseph Schreyvogel.

Er [Schreyvogel] rief mir [Grillparzer] schon von weitem zu: „Wie steht's mit der Ahnfrau?" Ich aber antwortete ihm ganz trübselig: „„Es geht nicht."". . . . . [Da] erwiderte Schreyvogel: „Dieselbe Antwort habe ich einst Goethe gegeben, als er mich zur literarischen Tätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: Man muß nur in die Hand blasen, dann geht's schon."



1795.

Mit Böttiger.

„Beim erneuten Studium Homers empfinde ich [Goethe] erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodo-



mitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!"

Physiologische Bemerkung. Gewisse Configurationen im menschlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Thierheit zum prototypen der organischen Schöpfung, zum Menschen, sehr deutlich an sich, z. B. das os coccygis den Rest des thierischen Schwanzes, die Milz und das Überzwerg-Schleudern der Hände, wenn man geht. (Nachahmung des vierfüßigen übereck schreitenden Thieres.) „Ich" — sagte Goethe — „lasse meine beiden Hände schleudern, wenn ich über's Feld allein gehe; denn so geh' ich naturgemäßer." Nie geht er mit einem Stock — daher auch diese Spur der Thierheit in der feinen Welt für unanständig gehalten wird. Zu was nützen die papillae an der Brust des Mannes? Schon Sterne in seinem „Koran" findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es sei gleichsam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menschliche Organisation. Hier sind, beim Manne wenigstens, noch die Spuren der Brüste, die sich beim Homo lar nur auf zwei herauf vermindert haben. Die Natur hat gewisse Generalformen, die sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfnis erfüllen; z. B. bei allen unsern Rohrgewächsen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das sich nie entwickelt.

1796, Frühjahr.

Über Iffland's Schauspiele.

Er setzt überall Natur und Cultur in einen falschen Contrast. Cultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück: der Hagestolze geht auf seine Güter und heirathet ein Bauernmädchen u. s. w. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Cultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenscenen aus Arkadien, die in Iffland's Stücken so wohlgefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M[annheim] die Grundsuppe der sogenannten Cultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.



1797, Spätherbst.

Mit Herzog Karl August.

So wurden einst auf dem Landsitze der verwittweten Herzogin Amalie zu Tiefurt „Die Ritter" des Aristophanes durch Wieland, der sie für sein „Athe-



näum" übersetzt, vorgelesen. Es war im Spätherbst und Egidi vorbei. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leichtbekleideten Achseln in seidne Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indeß auf der andern Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte, und sah, daß man eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin eröffnet, hier wieder zugemacht?" fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu thun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zugrunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „„Ew. Durchlaucht haben das Recht über Leben und Tod der sämmtlichen Unterthanen: über mich ergehe Urtheil und Spruch!"" Der Herzog lächelte und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet.

1798, October.

Bei dieser Vorstellung [von „Wallensteins Lager"] war es, wo nach Goethes Befehl auf dem Komödienzettel zum ersten Mal die Herren, Madames und Demoiselles vor den Namen der Mitglieder wegfielen. Ich [Genast] fragte Goethe um den Grund dieser Anordnung; er meinte: der Name des Künstlers sei genügend, Herren und Madames gäb' es sehr viele in der Welt, aber Künstler sehr wenig.

1799, Anfang.

Mit Wieland.

Goethe äußert gegen Wieland, daß die ursprüngliche einzige vis comica in den Obscönitäten und Anspielungen auf Geschlechtsverhältnissen liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne.

1799, Januar.

Wieland sagte einst zu ihm: „Aber wie könnte ich mich nur so ekelhaft loben lassen, wie es die Schlegel thun?" Antwort: „„Man muß sich das ebenso gefallen lassen, als wenn man aus vollem Halse getadelt wird.""





Aus den neunziger Jahren.

Mit Schauspielern.

Nie gab er seiner Unzufriedenheit strenge Worte; sein Tadel war immer so, besonders gegen die ältern Schauspieler, daß er nicht verletzen konnte; z. B.: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.“ Den jüngern gegenüber war er weniger rücksichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das so, dann wird man seinen Zweck nicht verfehlen.“

1802, 29. Mai.

Je näher der zur Aufführung des „Alarcos“ anberaumte Tag herauskam, desto lebhafter ward die Neugierde, das vielbesprochene und bekrittelte Stück zu sehen, und als es endlich erschien, strömte die halbe Bevölkerung von Weimar zum Theater. . . .

Trotz so vieler Jahre, die seit jenem Tage über meinem Haupte hingezogen sind, sehe ich [Freifrau von Beaulieu] doch noch jetzt in dem ungetrübten Spiegel der Erinnerung ebenso deutlich wie damals in der Wirklichkeit das überfüllte Schauspielhaus vor mir — mitten im Parterre Goethe, ernst und feierlich auf seinem hohen Armstuhle thronend. . . .

Im Anfange der Vorstellung verhielten sich die Zuschauer völlig passiv; je weiter aber das Stück vorwärtsschritt, desto unruhiger ward es auf der Gallerie und im Parterre. . . . . In der Scene, wo gemeldet wird, daß der alte König, den die auf seinen Befehl ermordete Gattin des Alarcos vor Gottes Richterstuhl citirte, „aus Furcht zu sterben, endlich gar gestorben“ sei, da brach die Menge in ein tobendes Gelächter aus, sodaß das ganze Haus davon erbebte. . . .

Aber nur einen Moment. Im Nu sprang Goethe auf, rief mit donnernder Stimme und drohender Bewegung: „Stille! Stille!“ *) und das wirkte wie eine Zauberformel . . . Augenblicklich legte sich der Tumult, und der unselige „Alarcos“ ging ohne weitere Störung, aber auch ohne das geringste Zeichen des Beifalls zu Ende.



1802, 30. Mai.

Nach Aufführung des „Alarcos“.

Als ich [Anton Genast] den andern Tag meinen Rapport an Goethe überbrachte, sagte er zu mir: „Nun, ich bin zufrieden mit der gestrigen Vorstellung,

*) Nach „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ hätte Goethe gerufen: „Man lache nicht!“ Zwar ist dies dort von der Aufführung des „Jon“ erzählt, aber in zweifelloser Verwechselung mit „Alarcos“.



und was die andern Leute dazu sagen, geht mich und Euch nichts an." Er sprach das mit großer Gleichgültigkeit aus, aber ich fühlte recht gut heraus, daß ihn die Niederlage verstimmt hatte.

1802, 24. November.

Über Gespräche von Todesfällen.

Als man an dem Todestag der guten Elise Gore mit dem Goethe von ihr sprechen und ihren Verlust bedauern wollte, so wies er das Gespräch gleich zurück und sagte, wie man sich nur von einem Märchen, das immer dasselbe wäre, unterhalten könnte.

1804, Mitte Januar.

Mit Heinrich Voß.

Am Abend dieses Tages nach Tisch mußte ich Goethen meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel im ersten Buche vorlesen: Nil admirari u. s. w. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräche Anlaß, das aber Goethe beinah allein und bald ganz allein führte. Er redete über den Platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel," sagte er, „der sich nicht verwundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleich viel, wie groß oder klein — einen mächtigen Eindruck machen." Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre. Und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Er sprach über eine Stunde mit feuriger Miene, mit der lebendigsten Action, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas recht eigentlich durch die That bewährte. Zuletzt redete er über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottesoffenbarung. Ich kann das nicht, wie es geschehen sollte, wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgesprochen hatte, nahm er sein Licht und ging fort, ohne ein Wort zu sagen — Riemer und ich saßen wie Stumme gegeneinander. Ob Goethe uns in Verwunderung hat setzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er es that, das weiß ich; denn wohl keiner hat einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen mit solcher Ehrfurcht betrachtet, als wir diesen Mann in diesem Augenblicke.

Madame Stael-Holstein geht Montag aus Weimar. Drollig ist's, Goethe über sie reden zu hören. „Ich treibe sie in die Enge," sagte er, „wenn sie raisonnirt. Erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener" (und dies zeigte er mit dem Finger auf der Serviette). „Dann will sie entfliehen und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt sich einen effort, schwingt sich in die Höhe und macht's wie der Flußgott Achelaus: sie entflieht in einer fremden



Gestalt." Sie hat die „Luise" gelesen und ebenso stark dabei geweint, als bei Kotzebue's „Bayard" und den „Hussiten". Die Tabakspfeife war ihr anstößig; der Herzog erinnerte sie an die Schweine im Homer. „„Auch die,"" sagt sie, „„dürfen nicht in honette Gesellschaft kommen."" Goethe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's L'homme des champs zu Gemüthe führen, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt; dann wird sie verdutzt und — entflieht in einer fremden Gestalt.

1804, 29. Januar.

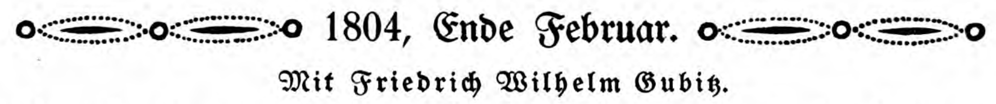
Mit Riemer.

„Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit, als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt; sie werfen das alles in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren conventionellen Geschmack anstößt, es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Convention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich."

„Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christenthum nicht einen Sophokles hervorgebracht."

„Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit. Die abstracten der Pilosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik, sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung."

„Die Liebe ist eine Conservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns."



1804, Ende Februar.

Mit Friedrich Wilhelm Gubitz.

Nur vier Tage wollte ich in Weimar rasten; vorhabende Arbeiten, hier wenig gefördert, bedrängten mich, und ich bereute schon, nicht mit den Empfehlungsbriefen mein Heil bei Goethe versucht zu haben. Bereits packte ich mein Bischen Habe . . . ., da kam Abends nach Sieben Herr von Lynker in einem Domino, ließ auch mir einen darreichen von seinem mitgebrachten Diener mit den Worten: „Im Theatersaal ist Probe von einem Maskenspiel, Goethe muß dabei sein; ich habe vermittelt, daß Sie als Fremder Zuschauer sein können; beeilen wir uns!" Bebend zog ich das Beste an, was ich hatte, ein hellblauer Seidenmantel wurde mir übergeworfen, eine Maske sollte ich dort empfangen — was sich jedoch nicht erfüllte. Bald stand ich in einem mäßig großen Saal und drückte mich neben einem Gewirr von Menschen, nur zum Theil maskirt, an die Seite. . . .



„Wenn er da ist, erfahren Sie es im Moment.“ Mit diesem Zuruf beruhigte mich mein Beherrscher, der irgendwo beschäftigt sein mußte. . . . . Etwa sehr lange anderthalb Stunden waren vergangen, bevor es hieß: „Da ist er! Dort steht er!“ und es bedurfte mancher Windung, um mir bis zur angedeuteten Stelle zu helfen. Endlich kam ich näher; ich hörte seine starke klangvolle Stimme. O weh! Goethe, der seinen Seidenmantel, rosenfarb oder gelb — bei dem Lichtschimmer konnte ich mir die Farbe nicht genau bestimmen — hin- und herwerfend behandelte, sprach so heftig mit einem andern, — mit dem Theater-Intendanten [vielmehr: Mitglied der Theatercommission] Kirms, was ich nachher entdeckte — daß ich noch ängstlicher wurde. Aus dem lauten Gespräch ging hervor: bei einer Abendprobe im Theater war Goethe über einen Schauspieler so bitterböse geworden, daß er sich höchst unglimpflich äußerte über Anmaßungen der Komödianten. Mir flog der Athem; in mir rief es: jetzt oder nie! Meine Zaghaftigkeit gipfelte, wurde unwillkürlich zum Wagemuth, und ohne Überlegung hatte ich mich in den Eifer gegen Komödianten gemischt. Was mir erst in der Zukunft als Erfahrung reifte — wie raschbereit der Aufgebrachte, wenn ihm einer recht giebt, sich zu diesem wendet, das bewährte sich hier. Ich hatte den Erfolg, daß Goethe auf mich einredete, unterhielt seinen Zorn so gut oder schlecht meine sich nicht zurechtfindende Stimmung dies vermochte, habe keine Spur mehr von dem Gemengsel, was ich schwatzte, bis er hell auflachte, dann aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebieterton fragte: „Aber mit wem spreche ich? Wer sind Sie?“ Meine Empfehlungsbriefe von Mahlmann und Rochlitz hatte ich im Widerstande gegen mein Zittern in der Tasche fast krampfhaft festgehalten; sie schnell hervorziehend, nannte ich, nun bis zu Thränen erschreckt, meinen Namen, demüthig scheu hinzufügend: „„Ihnen diese Briefe zu überreichen, suchte ich in den wenigen Tagen hiesigen Aufenthalts vergeblich Gelegenheit, die Gunst des Augenblicks verlieh sie mir, und frevelhaft habe ich sie ergriffen.““ — „Wer sind Sie? Doch nicht der Gubitz, der sich in der Holzschneidekunst auszeichnete?“ so fiel Goethe fragend ein, wie selber betroffen, und nach meiner Entgegnung: „Ob auch von Ihrer gütigen Meinung beschämt, habe ich freilich zu antworten: der bin ich.““ — Ohne etwas darauf zu erwidern, erfaßte er mich beim Arm, schob mich an einen Pfeiler, sagte: „Hier bleiben Sie stehen! Hier will ich Sie treffen, jetzt hab' ich zu thun.“ Dann verschwand er, und ich stand nochmals da in zweifelsüchtiger Hoffnung, die indeß der Geduld nicht lange bedurfte. Zurückkehrend rief Goethe mich an: „Aber, mein Gott! sind Sie's denn wirklich? Wie alt sind Sie?“ — „„Im achtzehnten Jahr,““ antwortete ich und er entgegnete: „Man möcht's nicht glauben! Wie lange bleiben Sie hier?“ — Ich sagte ihm, daß ich nur gezögert habe, Weimar zu verlassen, um ihm genähert zu sein; der kommende Morgen treibe mich nach Jena, dort meine Universitätszeit mit dem Examen zu enden. Überrascht fragte er weiter, und ich gab nun schüchtern Bescheid, bis er dringlich einfiel: „Von der Abreise sei einstweilen nicht die Rede!



Heut noch zeige ich Ihnen meine Wohnung, erwarte Sie dort morgen Vormittag um Zehn;" und auf meine Bemerkung, daß ich schon vor seinem Hause gewesen sei, erwiderte er, mir die Hand reichend: „Also, morgen früh!" in flüchtiger Weise; denn eben wurde nach ihm gesandt.

Noch zwei Tage blieb ich in Weimar, stundenlang in Goethes Zimmern, wo ich, zwischeninne oft ohne seine Anwesenheit, die musterhaft geordneten Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen beschauen, mich zugleich noch mancher Beweise seiner Zuthulichkeit erfreuen konnte. In bester Laune erwähnte er, daß er als Student in Leipzig sich im Breitkopf'schen Hause auch mit dem Holzschnitt beschäftigt habe, also wohl wisse, was mir gelungen, und ich vernahm dabei aufmunternde Äußerungen; dennoch hielt mich sein Benehmen in Scheu. Meinem Hang zum Dorfpastor war er nicht gleichgesinnt, obwohl er „das schließlich Anhaltsame in dieser Entzweiheit" gelten ließ, und als ich erzählte, wegen meiner Bemühung im Holzschnitt sei ich bereits von drei Kupferstechern öffentlich befehdet, sagte er aufgeregt und mir unvergeßlich: „Es steckt etwas Verruchtes in solcher steten Negation, die immer bei der Hand ist; man muß sich nicht daran kehren, doch das Rechte thun, sonst ist nichts zu heben."

1804, Ende März, April, Mai.

Mit Voß.

Denken Sie! ich bin Doctor philosophiae geworden und Gott weiß! was sonst noch. . . . . Wir saßen zu Mittage und hatten eben das letzte verzehrt, als Goethe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch so hungrig aussähe." Ich entschuldigte mich, aber es half nichts: der kleine August mußte hinausgehen und kam gleich darauf mit einer großen Schüssel wieder, die er mir auf den Kopf setzte mit dem abgedrungenen Versprechen, daß ich davon essen müßte. Ich versprach es und die Schüssel stand vor mir mit dem Doctordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünscht; darauf stellte sich bei Goethe die gute Laune ein, und fing an zu scherzen. „Bis morgen Abend sei Er der Herr Doctor," sagte er; „dann wollen wir Seine Gesundheit trinken und ihm den Titel wieder abnehmen, damit Er wieder der gute Voß sei." Nun bestellte Er zu meiner Doctorfeier eine Flasche von seinem bestem Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (fast zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park spazieren, und da war Goethe ganz allerliebst munter. Es ist kein Gegenstand, der seiner Aufmerksamkeit entgeht; in alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er gerade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in



Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixirt, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wohl gar stille und stemmt einen Fuß vor den andern, den Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische gerade entgegen zu sitzen und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne. (Goethe sagt selbst einmal was Ähnliches in seinem „Götz“.) Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sopha sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist: dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Goethe kann die Herzlichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.



Goethe schickte zu mir: ich solle doch ein wenig zu ihm kommen und den ganzen Abend bei ihm zubringen. Wie fand ich ihn da heiter und liebenswürdig! Er war eben vom Hofe gekommen, hatte aber schon die Staatsuniform abgethan und saß wieder in seinem blauen Überrocke. Ich fand ihn, seine Medaillen und Münzen durchmusternd. Ich setzte mich zu ihm und hörte aufmerksam seiner lehrreichen Erklärung. Er besitzt eine treffliche Sammlung, die besonders dann Werth erhält, wenn man sie von ihm beschreiben und dem Gehalt und Inhalt nach entwickeln hört. Goethe war dabei überaus launig und witzig. Einmal sagte er mit halb scherzhaftem, aber doch ernstlich gemeinten Ausdrucke: „Was sind wir doch gegen die Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts? Wahre Taugenichtse! Was ist unser Jahrhundert gegen dieses kraftvolle!“



1805, Mitte Mai.

Mit Anton Genast.

Am Tage nach Schiller's Tode war die Bühne geschlossen gewesen und dies in der darüber erlassenen, wohl von Kirms verfaßten Bekanntmachung durch die traurige Stimmung der Schauspieler begründet worden. (Biedermann.)

Einige Zeit darauf führten mich dringende Geschäfte zu ihm [Goethe]; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schiller's Dahinscheiden. Als ich seine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen. Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem



Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung."

1805, vor 10. August.

Über Schiller.

Die Schauspielerin Wolf erzählte . . . einmal, . . . als sie den „Epilog zu Schiller's Glocke" bei ihm [Goethe] einübte, er bei einem besonders treffenden Worte sie faßte mit den Worten: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!" sie unterbrach und eine Pause, um sich zu erholen, verlangte.

1806, 16. Januar.

Bei der Herzogin Amalie.

Goethes und Wieland's . . . . Kampfgespräch kam über Tischbeins Zeichnungen her, die er kürzlich an die Herzogin-Mutter geschickt. Unter dem Lobe, das ihnen Goethe ertheilte, sprach er viel von Talent und Übung in der Kunst, welche durchaus zu ehren und zu preisen wäre, sollte es auch nur an dem Manne sein, welcher einst vor Alexander dem Großen die Hirsekörner durch ein Nadelöhr geworfen hätte. Es war artig, wie Wieland noch lange ruhig zuhörte und endlich gleich wieder bei den Hirsekörnern anfing, welche Kunst er so dumm und albern fand, daß er den Mann noch ganz besonders hätte strafen lassen, daß er so unendlich viel Zeit darauf verwendet hätte. Alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, behauptete Goethe, wären durch diese Geduld und Anhaltsamkeit entstanden, und Alexander als Monarch hätte ganz unrecht gehabt den Mann so verächtlich zu behandeln; er hätte vielmehr zu den Umstehenden sagen sollen: Seht! dieser Mann hat es durch außerordentliche Geduld und Übung zu solch einer Fertigkeit gebracht; könntet ihr es nicht in etwas Gescheidterm auch so weit bringen?

1806, 10. Mai.

Mit Riemer.

„Es ist lächerlich, wenn die Philister sich der größern Verständigkeit und Aufklärung ihres Zeitalters rühmen und die frühern barbarisch nennen. Der Verstand ist so alt, wie die Welt, auch das Kind hat Verstand: aber er wird nicht in jedem Zeitalter auf gleiche Weise und auf einerlei Gegenstände angewendet. Unser Zeitalter wendet seinen ganzen Verstand auf Moral und Selbstbetrachtung; daher er in der Kunst und wo er sonst noch thätig sein und mitwirken muß, fast gänzlich mangelt. Die Phantasie wirkte in frühern Jahrhunderten ausschließend und vor, und die übrigen Seelenkräfte dienten ihr; jetzt ist es umgekehrt, sie dient den andern und erlahmt in diesem Dienst.



Der Fünfziger.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



Die frühern Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten des Lebens waren damals in Gestalten, in Götter gebracht; heutzutage bringt man sie in Begriffe. Dort war die Productionskraft größer, heute die Zerstörungskraft, oder die Scheidekunst."

1806, Mai und Juni.

Mit Adam Oehlenschläger.

Goethe . . empfing mich väterlich; ich aß oft bei ihm, und ich mußte ihm meinen ganzen „Aladdin" und „Hakon Jarl" aus dem Stegreif deutsch vorlesen. Da machte ich mich denn vieler Dänismen schuldig; er verwarf sie aber nicht alle; er meinte, die beiden verwandten Sprachen, aus Einer Wurzel entsprungen, könnten einander mitunter mit guten Worten schwesterliche Geschenke machen. „Hm! Das ist hübsch," sagte er mitunter, wenn ich etwas vorlas. „„Sagen Sie denn das so deutsch?"" frug ich. „Nein, wir sagen es nicht, könnten es aber sagen." — „„Soll ich denn ein andres Wort brauchen?"" — „Nein, thun Sie das nicht." — Einen Mann, der mich in Berlin gekannt hatte und nach Weimar kam, fragte Goethe: „Kennen Sie etwas von Oehlenschläger?" — „„„Nein!""" war die Antwort; „„„aufrichtig, ich mag die deutsche Sprache nicht radebrechen hören.""" — „Und ich," antwortete Goethe mit imposantem Gefühle, „mag die deutsche Sprache sehr gern in einem poetischen Gemüthe entstehen sehen."

— —

Das Nibelungenlied war eben herausgekommen, und Goethe las uns einige Gesänge vor. Weil nun vieles in der alten Sprache mit altdänischen Worten verwandt ist, so konnte ich ihnen manches deuten, was die andern nicht gleich verstanden. „Sieh einmal!" rief dann Goethe lustig, da haben wir wieder den verfluchten Dänen!" — „Nein, Däne!" sagte er einmal in demselben Tone: „hier kommt etwas, was Ihr doch nicht hättet sagen können:

> Es war der große Siegfried, der aus dem Grase sprang,
> Es ragete ihm von Herzen eine Speerstange lang. —

Es ragete ihm vom Herzen eine Speerstange lang" — wiederholte er staunend, die Worte stark betonend, in seinem Frankfurter Dialect: „Das ist capital!"

Einmal bei Tische sprach er so feurig und mit so vieler Achtung und Kraft für Bürgerrecht und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackere Betragen eines Bürgers spotten wollte, daß ich es nicht lassen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und ihn zu küssen. „Ja, ja, lieber Däne!" sagte Goethe: „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt."



1806, 30. Juni.

Mit Riemer.

Als wir auf der Reise nach Franzenbrunn in Asch übernachten mußten und daselbst „Die Hussiten vor Naumburg“ in einer Scheune gegeben wurden, wovon wir Spaßes halber einen Act mit ansahen, sagte Goethe: Er könne mit Recht hier anwenden: „Und hätt' ich Flügel der Morgenröthe und flög' an die äußersten Ende der Erde“, so würde seine [Kotzebue's] Hand mich doch treffen u. s. w. — Übrigens sei Kotzebue ein vortrefflicher Mann: was für eine Menge Menschen er abspeise, die wie hungrige Raben auf ihn warteten.

1806, 18. August.

Bei Knebel.

Heinrich Luden hatte nach seiner Berufung als Professor nach Jena einen vorläufigen Besuch dort gemacht und dabei sogleich durch Vermittelung des zufällig auch anwesenden Hufeland Einladung zu einer Abendgesellschaft zu Knebels erhalten, um Goethe da kennen zu lernen. Vorher machte er einen Spaziergang und erzählt dann weiter:

Fünf Minuten nachher saßen wir um einen runden Tisch. .... Anfangs wurde hin und her geplaudert in gewöhnlicher Weise, kaum aber mochte eine Viertelstunde verlaufen sein, so hatte Goethe es übernommen, die Gesellschaft zu unterhalten. Und er unterhielt sie auf eine bewunderungswürdige Weise; er erzählte Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen, im besondern von seinem letzten Aufenthalte in Karlsbad, charakterisirte die Menschen auf das Lebendigste, warf mit Scherzen und Witzworten um sich und schien aus seinem unermeßlichen Vorrathe um so freigebiger und lieber mitzutheilen, je aufmerksamer wir sämmtlich auf seine Worte waren und je dankbarer für seine Mittheilungen. Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Gelächter aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar. An diesem Lachen nahm Goethe selbst nur mäßigen Antheil, schien aber mit großer Lust in dasselbe hineinzuschauen und nur den Wunsch zu haben, es nicht ausgehen zu lassen. Im allgemeinen hatte er das Wort ganz allein, nur Herr v. Knebel ließ sich sein Hausrecht nicht nehmen, brach hier und dort ein und gab damit Veranlassung zu neuen Witzen und Anekdoten. Wir übrigen machten alles mit Lachen gut; zuweilen jedoch richtete Goethe auch wohl eine Frage an diesen oder jenen und im besondern wiederholt an mich, sei es, daß er seine erste Unfreundlichkeit noch mehr gutmachen, sei es, daß er mir, dem Ankömmling, wie man zu sagen pflegt, auf den Zahn fühlen wollte. Und in der Stimmung, in welcher ich war, blieb ich eben keine Antwort schuldig. Ein paar Male sang auch Frau v. Knebel ein Goethe'sches Lied nach Zelter's Composition sehr schön; sie wurde zuerst durch Hufeland ersucht, der, wie er versicherte, eine wahre Sehnsucht hatte, die herrliche Stimme dieser Frau einmal wieder zu hören; alsdann wünschte Goethe selbst, daß sie noch einmal singen möchte. Er fühlte wohl,



wie Hufeland, daß der ganzen Gesellschaft eine Erholung Bedürfniß sei, und Frau v. Knebel erfüllte bereitwillig die ausgesprochenen Wünsche. . . . Nach den Gesängen aber ging es von neuem weiter in der alten Weise.

Mehr als eine Anekdote, die von Goethe erzählt ward, ist mir noch im Gedächtniß. Aber sie zu erzählen wage ich nicht; jedesfalles würde das Anmuthigste und Pikanteste fehlen: Goethes Augen, Stimme und Geberdenspiel; denn er erzählte nicht bloß, sondern er stellte alles mimisch dar. Besonders kam er wiederholt auf zwei alte Gräfinnen, mit welchen er in Verkehr gebracht worden war. Sie hätten einen unermeßlichen Umfang gehabt und deswegen eine bewunderungswürdige Unbeweglichkeit gezeigt, sobald sie einmal Platz genommen. Dabei hätten sie eine große Geläufigkeit der Zunge behalten und ein endloses Geschwätz geführt. Ihre Stimme sei jungfräulich gewesen, sei aber oft, wenn sie lebhaft geworden, oder das Gefühl ihrer Würde an den Tag zu legen für nötig gehalten, bald in ein artiges Krähen, bald in ein girrendes Zwitschern übergegangen. „Mir selbst," sagte Goethe, „waren die wunderlichen Kugelgestalten dieser Damen am merkwürdigsten. Ich konnte nicht begreifen, wie es einem Menschen, Mann oder Weib, gelingen könne, es zu einer solchen Masse zu bringen; auch hätte ich die Dehnbarkeit der menschlichen Haut nicht für so grenzenlos gehalten. Sobald ich aber die Ehre erhielt, einmal mit den edlen Damen zu speisen, wurde mir alles klar. Wir andern wissen doch wahrlich auch, was essen und trinken heißt, und ich denke, wir geben unserer vortrefflichen Wirthin einen schlagenden Beweis, aber ein solches Essen — vom Trinken sage ich nichts — überstieg doch meine Vorstellungen. Jede der beiden Damen nahm z. B. sechs harte Eier zum Spinat, schnitt jedes Ei in der Mitte durch und warf nun das halbe Ei mit so großer Leichtigkeit hinunter, wie der Strauß ein halbes Hufeisen." Übrigens theilte Goethe noch einzelne Bemerkungen der edlen Damen mit über die Wirkungen des Karlsbader Sprudels auf ihren Körper, über die Zeitläufe und über die Gesellschaften, und einzelne Urtheile über Schriftsteller und Kunstwerke, die prächtig waren, naiv, drollig, barock, toll. Und ernsthaft setzte er alsdann hinzu: es sei viel Wahres in diesen Bemerkungen und Urtheilen, und er habe manches von den Damen gelernt.

Noch eine Anekdote mag mitgetheilt werden, weil sie uns ungemein ergötzte durch die Weise, in welcher sie erzählt wurde. Ich will sie mit Goethes Worten wiedergeben; die Weise muß freilich ein Jeder hinzudenken.

„In meiner Art auf und ab wandelnd, war ich seit einigen Tagen an einem alten Manne von etwa 78 bis 80 Jahren häufig vorübergegangen, der auf sein Rohr mit einem goldenen Knopfe gestützt dieselbe Straße zog, kommend und gehend. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger hochverdienter General aus einem alten, sehr vornehmen Geschlechte. Einige Male hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschaute. Indeß war mir das nicht auffallend, weil mir dergleichen wohl schon begegnet ist. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas



zur Seite, um, ich weiß nicht was, genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt ein wenig, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an: „„Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?““ — Schon recht. — „„Aus Weimar?““ — Schon recht. — „„Nicht wahr, Sie haben Bücher geschrieben?““ — O ja. — „„Und Verse gemacht?““ — Auch. — „„Es soll schön sein.““ — Hm! — „„Haben Sie denn viel geschrieben?““ — Hm! es mag so angehen. — „„Ist das Versemachen schwer?““ — So, so! — „„Es kommt wohl halter auf die Laune an? ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?““ — Es ist mir fast so vorgekommen. — „„Na schauen S'! da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen.““ — Hab' auch schon daran gedacht. — „„Na schauen S'! in Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken.““ — Hm! — „„Und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können.““ — Hm! — „„Ja, dergleichen Leute finden wohl gar — wenn S' sich gut halten, schauen S', und zu leben wissen — in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme.““ — Hm! — „„Kommen S' nur! Melden S' sich bei mir, ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß. Schreiben S' nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letzte ist nothwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopf habe.““ — Werde nicht verfehlen. — „„Aber sagen S' mir doch, was haben S' denn geschrieben?““ — Mancherlei, von Adam bis Napoleon, vom Ararat bis zum Blocksberg, von der Ceder bis zum Brombeerstrauch. — „„Es soll halter berühmt sein.““ — Hm! Leidlich. — „„Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch früher nichts von Ihnen gehört habe! Sind schon neue verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?““ — O ja! Wohl auch. — „„Und es werden wohl noch mehr erscheinen?““ — Das wollen wir hoffen. — „„Ja, schauen S', da kauf ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand: sonst hat man immer den Ärger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweiten Male kaufen; darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatz kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen.““ — Hm!“

1806, 19. August.

Mit Heinrich Luden.

„Der Dichter soll doch nicht sein eigener Erklärer sein und seine Dichtung in alltägliche Prosa fein zerlegen; damit würde er aufhören Dichter zu sein. Der Dichter stellt seine Schöpfung in die Welt hinaus; es ist die Sache des Lesers, des Ästhetikers, des Kritikers, zu untersuchen, was er mit seiner Schöpfung gewollt hat.“

„In der Poesie giebt es keine Widersprüche. Diese sind nur in der wirklichen Welt, nicht in der Welt der Poesie. Was der Dichter schafft, das muß



genommen werden, wie er es geschaffen hat. So wie er seine Welt gemacht hat, so ist sie. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüth empfangen werden. Ein kaltes Analysiren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen und nur incommodieren."

„Die Menschheit? Das ist ein Abstractum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben."

1806, Ende September.

Mit Georg von Reinbeck.

Er klagte darüber, daß das deutsche Publicum zu prüde sei und nicht recht Spaß verstehe, wodurch der Bühne ein Gebiet verschlossen werde, das wenigstens den Genuß größerer Mannigfaltigkeit geben könne, und, recht behandelt, könne das Grotesk-Komische gerade ein Vehikel sein, so manches zur Sprache zu bringen, was in zarterer Behandlung einen zu ernsten Charakter gewinne.

1806, November.

Mit Riemer.

„Bücher werden jetzt nicht geschrieben, um gelesen zu werden, um sich daraus zu unterrichten und zu belehren, sondern um recensirt zu werden, damit man wieder darüber reden und meinen kann, so in's Unendliche fort.

Seitdem man die Bücher rencensirt, liest sie kein Mensch außer dem Recensenten, und der auch so so. Es hat aber jetzt auch selten Jemand etwas Neues, Eigenes, Selbstgedachtes und Unterrichtendes, mit Liebe und Fleiß Ausgearbeitetes zu sagen und mitzutheilen, und so ist eins des andern werth."



„Der Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustand der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu andern, ihrer Cultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von andern Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr; unsere bürgerliche Existenz ist nicht die der Alten; wir leben auf der einen Seite viel freier, ungebundener und nicht so einseitig beschränkt als die Alten, auf der andern ohne solche Ansprüche des Staats an uns, daß wir eifersüchtig auf seine Belohnung zu sein Ursache und deswegen einen Patricieradel zu souteniren hätten. Der ganze Gang unserer Cultur, der christlichen Religion selbst, führt uns zur Mittheilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgiebt, gefällig ist,



selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen giebt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet."



Es wird bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις, wo die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache sind, eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie Alles zusammendrängen, und kommen mir dann vor, wie eine Art Wurstmacher, die in den sechsfüßigen Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Sylbenfülle stopfen.



Mit Karl Ludwig Fernow.

Am Abend desselben Tages, wo ich meinen Brief an Sie [Böttiger] absandte, hatte ich eine sehr interessante Unterhaltung mit Goethe. . . . . Ich kam zufällig mit G. über das Journal- und Zeitungswesen unseres Vaterlandes zu sprechen. Sie wissen, wie G. von jeher über die Neuigkeitskrämereien der Journale gedacht hat, und er war auch jetzt indignirt über so manche Nachrichten, welche in den letzten Zeiten über Weimar, besonders in der „Allgemeinen Zeitung" gestanden haben, z. B. die Notiz über unsere verwittwete Herzogin und ihre Flucht von Weimar vor der Schlacht, welche hier allgemein gemißbilligt worden, umsomehr, da die Beweggründe zu ihrer Abreise dort völlig falsch angegeben worden, und die andere, daß die Herzogin von Weimar dem gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen einen Lorbeerkranz geweihet habe, woran, wie Sie leicht denken können, kein wahres Wort ist, und andere Indiscretionen mehr, die Ihnen bekannt sind. Er sagte mir, er habe deshalb auch sehr ernstlich an Cotta geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur Eine große und heilige Sache habe — die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf's Eifersüchtigste zu bewahren — dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müßiggänger dienen, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Er sagte, nach dem 14. October müsse kein „Freimütiger" mehr existiren; besonders müsse man in Sachsen, welches vor vielen andern geschont worden und so günstige Bedingungen für seine fernere Existenz erhalten, jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Cultur im nördlichen



Deutschland bleiben dürften, sowie sie es auch schon früher größtentheils gewesen seien. Alle die Neckereien, welche ehemals in Zeiten der Ruhe und friedlicher Verhältnisse, wenn auch unanständig, doch im Wesentlichen unschädlich gewesen, würden jetzt höchst nachtheilig werden, wenn sie dazu beitragen könnten, daß die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen haben konnten, verlieren müßten. Es sei also jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtsinne fortzufahren, Orte, welche als ein Sitz der Cultur, und Männer, welche als thätige Beförderer derselben einige Ansprüche auf öffentliche Achtung haben können, unwürdig zu behandeln, und daß der Feind uns um so weniger ehren werde, wenn wir uns selbst so wenig ehren und achten, daß wir nicht besseres zu thun wissen, als vor seinen Augen unsere Blößen aufzudecken.

1806, Winter auf 1807 und Späteres.

In Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer geb. Trosiener.

Man hatte bald einen sanft-ruhigen, bald einen verdrießlich-abschreckenden (auch Kummer drückte sich bei ihm gewöhnlich durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft-neckenden, bald einen zornig-scheltenden, bald sogar einen übermüthigen Goethe vor sich ..... Goethe übte gewiß eine Herrschaft über sich, wie leicht niemand; dennoch drang ein Nachhall der letzten Stunde oder die Laune des Augenblicks oftmals durch die feste Haltung hindurch, und als Gast, ohne besondere Verpflichtung, ließ er sich hier weit freier gehen als zu Hause, wenn er selbst Gäste empfing. — Es konnte einem ganz ängstlich zu Muthe werden, wenn er verstimmt in die Gesellschaft trat und aus einem Winkel in den andern ging. Wenn er schwieg, wußte man nicht, wer nun reden sollte, wenn nicht etwa Bertuch mit einer Erzählung aushalf. Unter diesen Umständen und da er ohnehin sich gern gegen die Außenwelt verwahrte, mußte man es der Wirthin als einen klugen Einfall nachrühmen — wenn es nicht vielleicht auf Meyer's Rath geschah — daß sie nicht weit von der Thüre einen Tisch mit Apparat zum Zeichnen aufgestellt hatte, woran er sich nach Belieben setzen konnte, wenn er eben nicht zum Reden aufgelegt war. Hier brachte er viele Landschaften zu Stande, die, wenn wirkliche Maler auch nichts Besonderes daran fanden, für die Wirthin doch immer ein sehr ehrenwerthes Andenken blieben.

Um so liebenswürdiger war er aber, wenn er, gesellig-aufgelegt, in einem kleinen Kreise ein leichtes Wechselgespräch unterhielt, worin einer um den andern sein Scherflein beisteuerte. Gewöhnlicherweise warf er weder mit Witz noch Ideen um sich, ja, er vermied diese sogar, sondern er gefiel sich meist im Ton einer heitern Ironie, die etwas zu loben schien, dessen Unhaltbarkeit sich so von



selbst ergeben mußte. So wurde der Tadel zu einem anmuthigen Ergötzen und das Unvollkommene wieder zum Genuß. Schnelle Kreuz- und Quersprünge konnte er in der Unterhaltung nicht leiden. Ich lief öfters damit an, von Einfällen des Augenblicks verleitet, und ich hatte dann immer zu bemerken, daß er sich mit der Hand über das Gesicht fuhr.

Noch mehr liebte er, etwas ruhig durchzusprechen, wobei andere oft nur beipflichtend und fragend beförderlich waren, während er eigentlich das Gespräch führte und fortsetzte. Höher noch stieg seine Liebenswürdigkeit, wenn er ganz und gar einer epischen Stimmung sich hingab, wenn er z. B. ein römisches Carneval beschrieb oder sonst etwas von Italien erzählte. Hier konnte man stundenlang ihm zuhören und die ganze übrige Gesellschaft darüber vergessen. Die Ruhe, die Klarheit, die Lebendigkeit, der an's Komische hinstreifende, halb feierliche Ton, womit er schilderte, und alles deutlich vor Augen stellte, flößte mit dem Reize der Unterhaltung zugleich ein großes Behagen, ein großes Wohlgefallen am Leben ein, wodurch der Blick sich erweiterte und das Herz von einer schönern Welt Besitz nahm. Man erkannte darin das Ziel der Goetheschen Muse, schon dieses Leben in ein anmuthiges Eden zu verwandeln und den bestmöglichen Gebrauch desselben zur Aufgabe unserer Weisheit zu machen. So angenehm fesselnd indeß auch seine Schilderungen waren, die höchste Glorie umleuchtete ihn erst in Augenblicken der Begeisterung, wenn ein lebhaftes Roth die Wagen überflog, deutlicher der Gedanke auf der erhabenen Stirn hervortrat, himmlischer noch die Strahlen seines Auges glänzten, und sein ganzes Antlitz sich zum Ausdruck einer göttlichen Anschauung verklärte. Es war dieß namentlich der Fall, als er eines Abends Calderon's standhaften Prinzen vorlas. Bei der Scene, wo der Prinz als Geist mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, wurde er so von der Schönheit der Dichtung hingerissen, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tisch warf, daß es auf die Erde fiel.

Nicht am Großen allein, an jeder neuen Erscheinung von nur einiger Bedeutung nahm er der wärmsten Antheil, sobald in der Kunst nur die Natur, sei es einfach oder durch künstliche Formen, siegreich hindurch drang, und wenn irgend etwas Aufsehen machte, ließ er sich davon erzählen, wobei er fast immer auf Seiten des Volks war, dessen Stimme er gern für ein Zeugnis der unbewußten Natur nahm. Er haßte die Kritiker, die an den Fehlern haften und in der Negation sich herumdrehen. Von ihm konnte man lernen zu genießen. Er hielt sich an das Schöne eines Kunstwerkes und sagte dann wohl bei einer Eigenheit: „Das muß man nun dem Künstler zugeben, er will seine Freiheit, will auch seinen Spaß haben." Wenn nur etwas Freude machte, ging seine Nachsicht sehr weit. Sprach man z. B. von ergötzlichen Scherzen in Clauren'scheu Lustspielen, so ließ er seine Weise und das aus dem Leben Dargestellte gern gelten: „es käme wohl nur darauf an," sagte er, „es mehr zu heben." Dieß war ein Lieblingsausdruck von ihm, womit er zugleich seine eigene Art des Idealisirens bezeichnete. Recht tolles Treiben in den Weimarischen Volks-



stücken ergötzte ihn vorzugsweise, und der Ausspruch: „es ist etwas Verruchtes!" war für diesen Fall in seinem Munde für ein Lob zu achten. Er fügte dann auch wohl hinzu: um zu einer solchen Komik zu gelangen, müsse man von etwas Absurdem ausgehen.

Mit Vergnügen sah man ihn in größerer Bewegung, wenn eben etwas Neues, wie z. B. zur Zeit die erste Sammlung von Volksliedern oder das Nibelungenlied oder die allemanischen Gedichte seine Phantasie ergriffen hatte, und, geschah es dann, daß er in der ersten Aufregung im Lobe etwas übertrieb, wer hätte ihm das übel deuten sollen! Es war so reinmenschlich und so poetisch zugleich. Er kam auch bald wieder in sein voriges Gleichgewicht zurück. Ein Übel entsprang indeß gar oft daraus für einseitige Verehrer und Bewunderer des Schönen. Sie beriefen sich nun alle auf Goethe, als ob er sich gerade für dieses oder jenes, wie wenn es das Einzige oder Höchste wäre, erklärt hätte; jede Partei zählte ihn zu den Ihrigen und machte ihn zu ihrem Anwalt oder gar zum Oberhaupt. Goethe aber blieb an keiner Sache haften; mit allseitiger Empfänglichkeit wanderte er durch eine große Mannigfaltigkeit von bedeutenden Erscheinungen, und mit Recht konnte er daher von sich sagen: „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt."

Man muß überhaupt nicht glauben, daß Goethe in seinen Ansichten immer fest und entschieden gewesen wäre. Nein! das aber sicherte grade seine Freiheit für die Erkenntniß so verschiedener Dinge, daß er sich immer das weitere vorbehielt, jedes Ding immer wieder, so oder anders, in Betrachtung zog, und das, was ihm für den Augenblick gewiß schien, immer wieder einer neuen Prüfung unterwarf. Sein Zweifeln und Annehmen ging oft bis in das Sonderbare. So sagte er einmal zu mir: „Ich weiß doch nicht, ob nicht die Franzosen (mit ihren klassischen Trauerspielen) auf dem rechten Wege waren." Er sprach vielleicht in seinem eigenen Interesse, da er selbst durch seine ruhig-epische Natur die Richtung bekommen hatte, daß er die handelnden Personen in seinen Dramen ohne viel Geräusch ihr Inneres, was allerdings immer die Hauptsache bleibt, in ausführlichen Reden gegen und neben einander sich aussprechen ließ. Daß er auf diese Weise keine theatralische Wirkung hervorbringen konnte, fühlte er nachher gar wohl und sagte: „Ich habe gegen das Theater geschrieben." So erwähnte er gelegentlich auch als eines Vorteils der besondern Kraft, die bei Shakespeare in Sprüngen und plötzlichen Übergängen läge. — Ein andermal äußerte er gegen mich: „Es kam doch wohl auf Richelieu an, der französischen Kunst und Literatur eine andere Wendung zu geben." Ich entgegnete: „Sollte so etwas wohl von einem einzelnen Menschen abhängen?" Da sah er mich mit großen Augen an und sagte nach einer Pause: „Legen Sie mir Münzen aus allen Zeiten vor, ich will sagen, aus welchem Jahrhunderte sie sind." Mir war, als ob sein Geist plötzlich in einer furchtbaren Glorie hervorträte, da ich ihn so sein ganzes Selbstgefühl, ohne Hehl die Kraft seines Genies aussprechen hörte. — Über Shakespeare, bei dem manche alles als klug berechnete Kunst bewundern,



war seine Meinung, daß er mit genialem Naturinstinkt gearbeitet, sich gleichsam einen Rahmen gezogen und da mit dreister Hand seine Figuren hineingezeichnet habe. In Calderon sah er schon mehr einen künstlichen Dichter. Über Werke der bildenden Kunst äußerte er sich indeß viel häufiger, als über Werke der Poesie: mit dieser war er vermählt, jene blieb immerfort seine Geliebte. — Außerdem lag die weite Natur und das ganze Leben zur Betrachtung vor ihm. Zu welchem unbemerkten Punkt in der Erscheinung man sich auch im Gespräche verirren mochte, man traf ihn dort. Ich erwähnte einmal das Belauschen der Stille bei dem allmähligen Verhallen des Tages. Da hatte er schon längst an einem schwülen Sommerabende draußen auf dem Hügel gesessen und auf die Töne hingehorcht, die mit leisem Athem bis zur schweigsamen Mitternacht in der Luft sich begegnen. — Ein andermal fragte er mich, ob mir auch das Glück zu Theil geworden, zuweilen im Traume zu fliegen, und wie das geschehe; er möchte gern in der Art und Weise auf etwas Allgemeineres kommen. Er fliege im Zimmer oder in einem Saale immer oben im Kreise herum. Ich erwiderte: Mein Fliegen sei unstät, bald niedriger, bald höher, wohl bis auf das Dach. — Still für mich erkannte ich in seiner Art zu fliegen wieder den Charakter der ruhig epischen Beschaulichkeit, aber laut gegen ihn hätte ich doch diese Bemerkung nicht machen mögen.

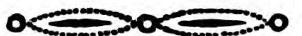
Goethe liebte bei aller Natürlichkeit — in Verbindung mit dem Plastischen — doch das Förmliche und Feierliche ein wenig. Zum Theil rührte dieß vielleicht auch von der strengen Sitte der alten Zeit her. Wenn er eintrat, schritt er, ohne rechts oder links zu schauen, mit steifer Haltung durch alle Personen hindurch geradeswegs auf die Wirthin zu, machte ihr sein ernstes Kompliment und verneigte sich dann mit einer sanften Verbeugung gegen die Übrigen im Kreise herum. Mit kurzen, schnell wechselnden Reden über etwas leicht hinzugleiten, war ihm nicht eigen; eher that er etwas mit der Milde eines halb ausgesprochenen Wortes ab. Sonst sprach er in der Regel etwas langsam, nach den tiefern Tönen zu, mit einer bequemen Würde, die den Gegenstand von sich entfernt hält und auch gegen persönliche Annäherung sich verwahrt. Dieß Entfernthalten drückte sich auch praktisch häufig in den Worten aus: „das ist nun so!“ — oder: „das wird sich machen lassen!“ — Selbst das Heitere mußte sich oft der Förmlichkeit unterwerfen, wie einmal z. B. bei der Verlosung eines Bildes, wozu erst umständliche Vorbereitungen getroffen wurden, und sein Sohn dann an einem besonderen Tische mitten im Zimmer wie zu Gericht saß. — Einen Auftritt dieser Art gab es eines Abends bei einer Vorlesung, wobei das Feierliche aber beinahe in's Komische umschlug. Goethe hatte nämlich schottische Balladen mitgebracht und erbot sich, eine von ziemlicher Länge selbst vorzutragen, doch so, daß den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Verse vorkam, die Frauen immer im Chor dazwischen sprechen sollten. Der pathetische Vortrag begann, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein, glücklich kam man über den ersten Vers hinaus, aber als die-



selben Worte sich zum zweiten- und drittenmal wiederholten, überwältigte die Frau Professorin Reinbeck ein unwillkürliches Lachen. Goethe hielt inne, ließ das Buch sinken und strahlte sie alle mit den feurigen Augen eines donnernden Jupiters an: „Dann lese ich nicht!“ sagte er ganz kurz. Man war nicht wenig erschrocken; aber Johanna Schopenhauer bat vor, gelobte auf's neue Gehorsam und verbürgte sich für die Übrigen. Nun ging es in Gottes Namen wieder vorwärts — und in der That! sämtliche Damen auf Kommando das Kinn taktmäßig zugleich bewegen zu sehen, hatte so viel von der Komik an sich, daß die volle Autorität eines Goethe dazu gehörte, die ganze Gesellschaft in dem angeordneten feierlichen Ernste zu erhalten. Eine ähnliche Peinlichkeit erlebte ich an einem musikalischen Abend, als die Hofräthin Sänger und Sängerinnen vom Theater zu sich eingeladen hatte. Goethe kam von der Lektüre Italienischer Schäfer-Idyllen und befand sich in einer sanften lyrischen Stimmung, in welcher er sich auch mit großer Anmuth über das Gelesene aussprach. Nachdem herrliche Lieder, besonders von Zelter, waren gesungen worden, während Goethe in den Zimmern auf und abging, setzte sich die Gesellschaft an verschiedene Tische. Ich bekam meinen Platz unter den Künstlern und gab mich hier um so lieber lustigen Einfällen hin, als in diesem Kreise sich eine Lachtaube befand, die für Scherze sehr empfänglich und reizbar war. Aber plötzlich — mitten in der Fröhlichkeit — klopfte Goethe auf den Tisch, augenblickliche Stille und Gesang gebietend. Da hätte man sehen sollen, wie das halb ausgesprochene Wort auf den Lippen erstarb, wie die Mienen zuckten und ein Wetterleuchten über die Gesichter fuhr. Lachtaube hatte die erste Stimme — sie kämpfte ritterlich — mit bewunderungswürdiger Fassung rang sie sich auf und die andern folgten ihrem Flug, während manche bitter-süße Thräne über hochgeröthete Wangen floß. Zum Glück haben Schauspieler sich mehr in der Gewalt als andere Menschen. — Sie blieben nun auf ihrer Hut, und wie Goethe einmal aufgestanden war, schlich einer nach und kam mit der Nachricht zurück: er lacht! was denn die vorige Lust wieder zurückführte. — In muntrer Laune verlor sich Goethe zuweilen in eine bis zum Ermüden anhaltende Scherzhaftigkeit oder in eine Neckerei mit einer und derselben Sache. So plagte er uns einmal einen ganzen Abend, indem er verlangte, daß wir den Inhalt der neuen, uns völlig unbekannten Stücke errathen und angeben sollten, von denen er eben im Theater die Probe gehalten. Trafen auch einzelne Worte zu, wie wenn man zu einer Aufführung Requisite zusammenschleppen sieht und von einem Degen auf einen Offizier, von einem Hirschfänger auf einen Jäger schließt, so wollte doch kein ganzer Zusammenhang entstehen, und wir blieben immerfort auf der Folter der Langenweile. — Ein andermal — er kam mit einer Weinlaune, noch halb geputzt, vom Hofe — übte er volligen Übermuth aus, und zwar gegen Wieland auf eine fast bösliche Weise. Er reizte ihn durch Widerspruch und man hörte gleich, daß es ihm nicht darum zu thun war, Recht zu behalten, sondern nur, ihn in Harnisch zu setzen. Wieland nahm die Sache ernsthaft, und ärgerte sich denn

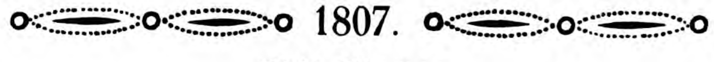


auch in allem Ernste. Meyer hielt sich zu Goethe als sein treuer Adjutant, und seine zurechtweisenden Worte: „Lieber Wieland, Sie müssen das nicht so nehmen!“ klangen mir verletzend.



Er ist ein unbeschreibliches Wesen; das Höchste wie das Kleinste ergreift er. So saß er denn an diesem Abend eine lange Weile im letzten meiner drei . . . Zimmer mit Adele . . . und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Conversation zwischen den dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen sie alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Sophie's Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich Adele's Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen, und kam nun mit den frohen Kindern und einem sehr lieben milden Gesichte zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich.

Am Donnerstag . . . bestand mein Zirkel fast nur aus Herren, aber es waren gerade die interessantesten; Frau v. Goethe war die einzige Dame. „Weil wir eben in solchem kleinen vertraulichen Zirkel sind“ — fing er an — „so will ich denn eine Naturnothwendigkeit mittheilen; es ist billig, daß man unter Freunden sich dergleichen wechselseitig mittheilt.“ Und damit fing er aus einem Briefe eine Geschichte von einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war, zu lesen an. Darüber kam die Bardua. „Gerechter Himmel, da kommt die Bardua!“ rief er aus; „nun darf ich nicht weiter lesen.“ „„Es thut nichts,““ sagte ich; „„die Bardua muß draußen bleiben.““ Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben. Den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thür, welche die Bardua von außen gewaltig berannte. „Halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch! Denken Sie, Sie sind in Breslau. Es soll Ihr Schade nicht sein; ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen, wie hier.“ Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel; er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld. Zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Claviere. „Eine Kriegslist!“ sagte er; „hilft nichts! wir lesen lauter.“ Und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie accompagnirte, wie in einem Melodram bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward.



1807.

Mit Riemer.

„Nur nichts als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt und so lange die



Lust daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben. Nützlich? — Nutzen, das ist eure Sache. Ihr mögt mich benutzen; aber ich kann mich nicht auf den Kauf oder die Nachfrage einrichten. Was ich kann und verstehe, das werdet ihr benutzen, sobald ihr wollt und Bedürfniß danach habt. Zu einem Instrument gebe ich mich nicht her; und jede Profession ist ein Instrument, oder, wollt ihr es vornehmer ausgedrückt, ein Organ."



Goethe äußerte, er habe nie auf Despoten schimpfen hören, als die selbst Despoten gewesen, kleine oder große. Mit Beziehung auf die Jenaische Brandstätte bemerkte er: „Niemals werde ein Fürst oder großer Herr von einer Sache schlechter unterrichtet, als wenn er sich selbst dahin begebe, um sich zu unterrichten." Ferner äußerte er: „Die Franzosen hätten keine Imagination, sonst hätten sie statt der zwanzig Häuser in Jena und Weimar, wenn sie nicht zufällig abgebrannt, sondern von ihnen angezündet sind, die Stadt an allen Ecken angezündet und mit Stumpf und Stiel abgebrannt; das hätte dann anders in die Welt hineingeklungen."

„Die Götter haben im menschlichen Körper eine unmögliche Synthese geleistet: das Thier und den Menschen zu verbinden. Die Eingeweide kommen alle übereinander zu stehen, da sie bei den Thieren hängen, in der Wampe. Sie hätten auch den Vogeltypus nehmen können; dann," scherzte er, „legten die Weiber Eier und brüteten sie aus; dann u. s. w."

„Vocalmusik heißt sie, weil man beim (jetzigen) Singen nur die Vocale hört."

1808, 30. Juli.

Mittag bei Goethe.

Als man ihn [Goethe] einen göttlichen Mann nannte, sagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachsagt: das ist ein göttlicher Mann! wenn man nur nach eigenem Willen thut und mich hintergeht.*) Göttlich heißt den Leuten nur der, der sie gewähren läßt, wie ein jeder Lust hat." Er drückte dies ein ander Mal so aus: „Man hält niemanden für einen Gott, als daß man gegen seine Gesetze handeln will, weil man ihn zu betrügen hofft, weil er von seiner Absolutheit soviel nachläßt, daß man auch absolut sein kann."

*) Es waren beim Theater Eigenmächtigkeiten vorgefallen, worüber man ihn mit jener Schmeichelei begütigen wollte.



1808.

Mit Riemer.

„Nur die ungebildete Seite an uns ist es, von der her wir glücklich sind. Jeder Mensch hat so eine.“



Nach Tische die Steindrucke der Albrecht Dürer’schen Federzeichnungen besehen. Goethe sagte schon neulich, daß er sich ärgern würde, wenn er gestorben wäre, ohne sie zu sehen.

1808, 18. April.

In Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer.

„Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen. Gott erhalte Se. Majestät auf Ihrem neuen Throne und schenke demselben eine lange und glückliche Regierung! Bei alle dem möchte man es nicht bergen, daß das Reich dermalen noch von sehr rebellischen Unterthanen umlagert ist, deren wir einige,“ indem er einen Seitenblick auf mich warf, „sogar in unserer eigenen Nähe haben.“

„Übrigens geht es in der deutschen Gelehrtenrepublik jetzt völlig so bunt zu wie beim Verfall des römischen Reiches, wo zuletzt jeder herrschen wollte, und keiner mehr wußte, wer eigentlich Kaiser war. Die großen Männer leben dermal fast sämtlich im Exil und jedes verwegene Marketendergesicht kann Imperator werden, sobald es nur die Gunst der Soldaten und der Armee besitzt, oder sich sonst eines Einflusses zu erfreuen hat. Ein paar Kaiser mehr oder weniger, darauf kommt es in solchen Zeiten gar nicht an. Haben doch einmal im römischen Reiche dreißig Kaiser zugleich regiert, warum sollten wir in unsern gelehrten Staaten der Oberhäupter weniger haben? Wieland und Schiller sind bereits ihres Thrones verlustig erklärt; wie lange mir mein alter Imperatormantel noch auf den Schultern sitzen wird, läßt sich nicht vorausbestimmen; ich weiß es selbst nicht. Doch bin ich entschlossen, wenn es je dahin kommen sollte, der Welt zu zeigen, daß Reich und Scepter mir nicht ans Herz gewachsen sind, und meine Absetzung mit Geduld zu ertragen; wie denn überhaupt seinen Geschicken in dieser Welt niemand so leicht entgehen mag. Ja, wovon sprachen wir doch gleich? Ha, von Imperatoren! Gut! Novalis war noch keiner, aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er so jung gestorben ist, zumal, da er noch außerdem seiner Zeit den Gefallen gethan und katholisch geworden ist. Sind ja doch schon, wie die Zeitungen besagten, Jungfrauen und Studenten rudelweise zu seinem Grabe gewallfahrtet und haben ihm



mit vollen Händen Blumen gestreut. Das nenn' ich einen guten Anfang, und es läßt sich davon schon etwas für die Folge erwarten. Da ich nur wenige Zeitungen lese, so ersuche ich meine anwesenden Freunde, wenn etwas weiter von dieser Art, was von Wichtigkeit, eine Kanonisirung oder dergleichen vorfallen sollte, mich davon sogleich in Kenntniß zu setzen. Ich meinerseits bin damit zufrieden, daß man bei meinen Lebzeiten alles nur erdenkliche Böse von mir sagt; nach meinem Tode sollen sie mich schon in Ruhe lassen, weil der Stoff schon früher erschöpft ist, sodaß ihnen wenig oder nichts übrig bleiben wird. Tieck war auch eine Zeitlang Imperator, aber es währte nicht lange, so verlor er Scepter und Krone. Man sagt, es sei etwas zu Titusartiges in seiner Natur, er sei zu gütig, zu milde gewesen, das Reich aber fordere in seinem jetzigen Zustande Strenge, ja, man möchte wohl sagen, eine fast barbarische Größe. Nun kamen die Schlegel ans Regiment; da ging's besser! August Schlegel, seines Namens der Erste, und Friedrich Schlegel der Zweite — die beiden regierten mit dem gehörigen Nachdrucke. Es verging kein Tag, wo nicht irgendjemand ins Exil geschickt, oder ein paar Executionen gehalten wurden. So ist's recht! Von dergleichen ist das Volk seit undenklichen Zeiten ein großer Liebhaber gewesen. Vor kurzem hat ein junger Anfänger den Friedrich Schlegel irgendwo als einen deutschen Hercules aufgeführt, der mit seiner Keule im Reiche herumginge und alles todtschlüge, was ihm irgend in den Weg käme. Dafür hat jener muthige Imperator diesen jungen Anfänger seinerseits sogleich in den Adelstand erhoben und ihn ohne weiteres einen Heroen der deutschen Literatur genannt. Das Diplom ist ausgefertigt; Ihr könnt Euch darauf verlassen, ich habe es selber gelesen. Dotationen, Domainen, ganze Fächer in Gelehrtenzeitungen, die sie ihren Freunden zum Recensiren verschaffen, sind auch nicht selten, die Feinde aber werden oft heimlich aus dem Wege geräumt, indem man ihre Schriften beiseite legt und sie lieber gar nicht anzeigt. Da wir nun im Deutschen ein sehr geduldiges Publikum haben, das nichts liest, als was zuvor recensirt ist, so ist diese Sache gar so übel nicht ausgesonnen. Das Beste noch bei der ganzen Sache ist denn aber doch immer das Ungefährliche. Z. B. es legt sich einer jetzt Abends als Imperator gesund und vergnügt zu Bette; des andern Morgens darauf erwacht er und sieht mit Erstaunen, daß die Krone von seinem Haupte hinweg ist. Ich geb' es zu, es ist ein schlimmer Zufall, aber der Kopf, sofern der Imperator überhaupt einen hatte, sitzt doch noch immer auf derselben Stelle, und das ist, meines Erachtens, barer Gewinn. Wie häßlich dagegen ist es von den alten Imperatoren zu lesen, wenn sie dutzendweise in der römischen Geschichte erdrosselt und nachher in die Tiber geworfen werden. Ich meinerseits gedenke, wofern ich auch Reich und Scepter verlieren sollte, hier ruhig an der Ilm auf meinem Bette zu sterben. Von unsern Reichsangelegenheiten und besonders von Imperatoren weiter zu sprechen: ein andrer junger Dichter in Jena [A. Bode?] ist auch zu früh gestorben. Imperator konnte der zwar nicht werden, aber Reichsverweser, Major Domus oder so etwas, das wär'



ihm nicht entgangen. Wo nicht, so stand ihm noch immer als einem der ersten Heroen in der deutschen Literatur ein Platz offen. Eine Pairskammer zu stiften, wozu Vermögen gehört, wäre überhaupt in der deutschen Literatur kein verwerflicher Gedanke. Hätte jener nur ein paar Jahre länger in Jena gelebt, so könnte er Pair des Reiches geworden sein, ehe er sich umsah. So aber, wie gesagt, starb er zu frühe. Das war übereilt. Man soll sich, wie es der rasche Gang unserer neuesten Literatur fordert, so schnell als möglich mit Erde bedecken. Das ist Grundsatz."

„Als ich noch jung war, hab' ich mir freilich von verständigen Männern sagen lassen, es arbeite oft ein ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen großen Maler oder Dichter hervorzubringen, aber das ist lange her. Jetzt geht das alles viel leichter vonstatten. Unsre jungen Leute wissen das besser einzurichten und springen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Lust ist. Sie arbeiten sich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich sein sollte, sondern sie wollen das ganze Zeitalter in sich hineinarbeiten, und wenn ihnen das nicht nach Wunsche glückt, so werden sie über die Maßen verdrießlich und schelten die Gemeinheit eines Publicums, dem in seiner gänzlichen Unschuld eigentlich Alles recht ist. Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre schätzen. Dieser versicherte mich im vollen Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen, und da er wisse, worauf es eigentlich ankomme, so wolle er künftighin so wenig wie möglich lesen, dagegen aber in gesellschaftlichen Kreisen seine Weltansichten selbstständig zu entwickeln suchen, ohne sich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu lassen. Das ist ein prächtiger Anfang! Wenn jeder nur erst wieder von Null ausgeht, da müssen die Fortschritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden."



1808.

Mit Riemer.

Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können; daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mysticismus rc."



Nimmt man das Willkürliche aus dem Leben und Handeln und Verfahren hinweg, so hat man das Beste hinweggenommen.

1808, 3. December.

Beim Abendessen.

„Licht, wie es mit der Finsternis die Farbe wirkt, ist ein schönes Symbol der Seele, welche mit der Materie den Körper bildend belebt. So wie der



Purpurglanz der Abendwolke schwindet und das Grau des Stoffes zurückbleibt, so ist das Sterben des Menschen. Es ist ein Entweichen, ein Erblassen des Seelenlichtes, das aus dem Stoffe weicht. Daher sehe ich keinen Todten. Alle meine gestorbenen Freunde sind mir so verblichen und verschwunden, und das Scheinbild von ihnen bleibt mir noch im Auge."

1808, 7. December.

Über Frauen.

Nach Tisch kam die Elsermann. Streit mit ihr über die Weiber und ihre Einbildung von sich.

(G.) „Weiber haben keine Ironie, können nicht von sich selbst lassen. Daher ihre sogenannte größere Treue, weil sie sich selbst nicht überwinden können, und sie können es nicht, weil sie bedürftiger, abhängiger sind als die Männer."

1808, 31. December und vorher.

Mittag bei Goethe.

Nach Tische recitirte Werner sein altes Quodlibet aus Polen. Dann ein paar Sonette aus Italien. Das zweite nicht zu Ende, denn als er den Mond mit einer hostia verglich, so wurde Goethe furios und grob und sagte, er solle was besseres machen. Er turnirte es spaßhaft, aber kam immer wieder darauf zurück, daß es dumm sei.

1809, Januar.

Mit Johann Gottfried Grube.

„Gott sei Dank!" sagte neulich Goethe, „daß es unter den Weimarischen Gelehrten doch mehr Heiden als Neuchristen giebt."

1809, Januar.

Über Martin Friedrich Arendt.

In einem benachbarten Gasthofe einlogirt, speiste er fast jeden Mittag an Goethes Tische, unterhielt uns mit seinen Reiseabenteuern, antiquarischen Recherchen u. s. w., ohne in das doppelte Spiel seiner Luft- und Speiseröhre eine Pause zu bringen, oder der andern den geringsten Abbruch zu thun. Es schmeckte diesem Ausgehungerten jederzeit so vortrefflich, daß er einesmals, nachdem er mit Hammelbraten und Gurkensalat zuerst den Teller, dann den Magen reichlich gefüllt hatte, nun auch die köstliche Brühe von Gurkensaft und Öl und Essig nicht wollte umkommen lassen. Den Teller schon mit beiden Händen zu den Lippen erhoben, um ihn auszuschlürfen, fiel es ihm doch noch ein, für diese studenticose Manier um Erlaubnis zu bitten. G. mit unnachahmlicher Bon-



hommie, Ruhe und Treuherzigkeit hieß ihn, „sich ja nur nicht zu geniren,“ indem er, während jener schlürfte, das Leckere einer solchen Mischung von Bratenbrühe und Gurkensaft rühmend auseinandersetzte und so den Genießer ermuthigte, sich ganz zwanglos dem Behagen des erquicklichen Trankes hinzugeben.

Diese ungeschlachte Rohheit . . . discredidirte ihn jedoch bei G. so wenig, daß dieser die Sache nur lustig nahm und wie eine naturhistorische Merkwürdigkeit aus der Diätetik der Vierfüßer ansah.

1809, 20. Februar.

Mittag bei Goethe.

„Der Witz setzt immer ein Publicum voraus. Darum kann man den Witz auch nicht bei sich behalten. Für sich allein ist man nicht witzig. Alle andern Empfindungen genießt man für sich allein: Liebe, Hoffnung 2c. — Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüths gehalten; er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann. (Daher sagt man, daß er niemandes, auch des Freundes nicht schone.)“



1809.

Mit Falk.

„Es ist Alles in den Wissenschaften zu weitsichtig geworden. Auf unsern Kathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das Meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbstständigen Wissen ist kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute heerdenweise in Stuben und Hörsäle zusammen und speist sie in Ermangelung wirklicher Gegenstände mit Citaten und Worten ab. Die Anschauung, die oft dem Lehrer selbst fehlt, mögen sich die Schüler hinterdrein verschaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzusehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg ist. Besitzt nun der Professor vollends gar einen gelehrten Apparat, so wird es dadurch nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Des Dünkels ist nun gar kein Ende.“

„Wenn ich die Summe von dem Wissenswerthen in so mancher Wissenschaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe, aufschreiben wollte, das Manuscript würde so klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefcouvert nach Hause tragen könnten. Es herrscht bei uns der Gebrauch, daß man die Wissenschaften entweder ums Brot verbauern läßt, oder sie auf den Kathedern förmlich zersetzt, so daß uns Deutschen nur zwischen einer seichten Popularphilosophie und einem unverständlichen Gallimathias transcendentaler Redens-



arten gleichsam die Wahl gelassen ist. Das Capitel von der Electricität ist noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichsten bearbeitet ist."



Ein ander Mal, es war im Sommer 1809, wo ich Goethe Nachmittags besuchte, fand ich ihn bei milder Witterung wieder in seinem Garten sitzend. Kaatz, der Landschaftsmaler, den Goethe ausnehmend schätzte, war soeben dagewesen. Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig würde. „Die herrlich verständigen Augen!" fuhr er fort. „Mit diesem Kopfe ist freilich manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigen Umständen aufnimmt. Das Skelet von manchem Seethiere zeigt uns deutlich, daß sie schon damals, als sie dasselbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung von Landthieren umgieng. Gar oft muß sie in einem hinderlichen Elemente sich mit einem Fischschwanze abfinden, wo sie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte, ja, wo man sogar die Ansätze dazu bereits im Skelet bemerkt hat."

Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige Cocons von eingesponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächstens erwartete. Es zeigte sich in ihnen eine der Hand fühlbare, besondere Regsamkeit. Goethe nahm sie vom Tische, betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam und sagte sodann zu seinem Knaben: „Trage sie herein; heute kommen sie schwerlich! Die Tageszeit ist zu weit vorgerückt!" Es war Nachmittag um 4 Uhr. In diesen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. Goethe nahm dem Knaben die Cocons aus der Hand und legte sie wieder auf den Tisch. „„Wie herrlich der Feigenbaum in Blüthen und Laub steht!"" rief Frau v. Goethe uns schon von Weitem zu, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem sie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte sie mich gleich, ob ich auch wohl den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert hätte. „„Wir wollen ja nicht vergessen,"" so richtete sie in dem nämlichen Augenblicke an Goethe selber das Wort, „„ihn diesen Winter einlegen zu lassen!"" Goethe lächelte und sagte zu mir: „Lassen Sie sich ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben wir den ganzen Abend keine Ruhe. Er ist aber auch wirklich sehenswerth, und ver-



dient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorsicht behandelt.“ „„Wie heißt doch die ausländische Pflanze,““ fing Frau v. Goethe wieder an, „„die uns neulich ein Mann von Jena herüberbrachte?““ „Etwa die große Nieswurz?“ „„Recht! Sie kommt ebenfalls trefflich fort.““ „Das freut mich! Am Ende können wir noch ein zweites Anticyra hiesigen Ortes anlegen!“ „„Da seh’ ich, liegen auch die Cocons. Haben Sie noch nichts bemerkt?““ „Ich hatte sie für dich zurückgelegt. Ich bitt’ Euch,“ indem er sie aufs Neue in die Hand nahm und an sein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinaus will! Wundervoll möcht’ ich sie nennen, diese Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wäre. Übrigens wollen wir auch unserm Freunde hier das Schauspiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es sein, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmuthiger, wie Ihr wohl selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide Euch morgen Nachmittag um dieselbe Stunde in den Garten hierher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist als das Allermerkwürdigste, was Kotzebue in seinem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indeß laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befindet und sich aufs prächtigste zu morgen anlegt, in irgend ein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in diesem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!“ „„Aber wie möchte ich nur,“ hub Frau v. Goethe wieder aufs Neue an, indem sie einen Seitenblick auf die Schlange richtete, „„ein so garstiges Ding um mich leiden, wie dieses, oder es gar mit eigenen Händen großfüttern? Es ist ein so unangenehmes Thier. Mir graut jedes Mal, wenn ich es nur ansehe.““ „Schweig Du!“ gab ihr Goethe zur Antwort, wiewohl er, von Natur ruhig, diese muntere Lebendigkeit nicht ungern in seiner Umgebung hatte. „Ja!“ indem er das Gespräch zu mir herübertrug, „wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeugte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüthen und Früchten geschmückte Feigenbäume sein. Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch spreche! Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht herauskann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach: einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hauptfutteral, das ihr die Natur gab.“ Als er dies gesagt, fing er an, seinen Reisstift und das Zeichenpapier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantastischen Landschaft zusammengezogen hatte, ohne sich dadurch beim Sprechen im geringsten irre machen zu lassen, ebenfalls bei Seite zu legen. Der Bediente brachte Wasser, und indem er sich die Hände wusch, sagte er: „Um noch ein Mal auf Maler Kaaz zurückzukommen, dem Sie bei Ihrem Eintritte begegnet haben müssen, so ist er mir



eine recht angenehme, ja liebliche Erscheinung. Er macht es hier in Weimar gerade so, wie er es in der Villa Borghese machte. So oft ich ihn sehe, ist es mir, als ob er ein Stück von dem seligen far niente des römischen Kunsthimmels in meine Gesellschaft mitbrächte! Ich will mir doch noch, weil er da ist, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltschwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebenen und alles Gesprochenen bald zu entbehren im Stande sein! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt!"

„Ich habe hier eine Menge Blumen und Pflanzengewächse," indem er auf seine phantastische Zeichnung wies, „wunderlich genug auf dem Papier zusammengebracht. Diese Gespenster könnten noch toller, noch phantastischer sein, so ist es doch die Frage, ob sie nicht auch irgendwo so vorhanden sind."

„Die Seele musicirt, indem sie zeichnet, ein Stück von ihrem innersten Wesen heraus, und eigentlich sind es die höchsten Geheimnisse der Schöpfung, die, was ihre Anlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plastik beruht, welche sie dadurch ausplaudert. Die Combinationen in diesem Felde sind so unendlich, daß selbst der Humor eine Stelle darin gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen; wie viel Phantastisches, Possenhaftes, Vogelmäßiges ist nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derselben enthalten! Wie Schmetterlinge setzt sich ihr fliegender Same an diesen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingesäet, eingewachsen finden wir den sogenannten viscus, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächst als Gesträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er sich als Gast um denselben herum schlingt, muß ihm der Birnbaum sogar sein Holz machen."

„Das Moos auf den Bäumen, das auch nur parasitisch dasitzt, gehört ebendahin. Ich besitze sehr schöne Präparate über die Geschlechter, die nichts für sich in der Natur übernehmen, sondern sich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlassen. Ich will sie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern. Das Würzhafte gewisser Stauden, die auch zu den Parasiten gehören, läßt sich aus der Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieselben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdischen, sondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren ersten Anfang machen."

„Kein Apfel wächst mitten am Stamme, wo alles rauh und holzig ist. Es



gehört schon eine lange Reihe von Jahren und die sorgsamste Vorbereitung dazu, so ein Äpfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererst Blüthen und sodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel ist eine kugelförmige, compacte Masse und fordert als solche beides, eine große Concentration und auch zugleich eine außerordentliche Veredelung und Verfeinerung der Säfte, die ihm von allen Seiten zufließen. Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Thier, Pflanze, alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?"

1809, 20. Juli.

Mittag bei Goethe.

„Die Weiber sind überhaupt Franzosen, und was die Franzosen unter den Männern sind, das sind die Weiber unter den Menschen überhaupt. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen. — Die Weiber überhaupt sind Franzosen."

1809, 16. October.

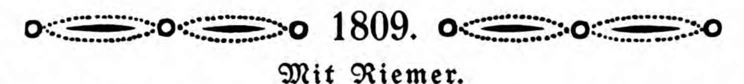
Mit Riemer.

Junge Gänschen sehen so altklug aus, besonders um die Augen, so vielgelebt, und werden doch mit jedem Tage wie größer, so dümmer.

1809, 2. bis 4. November.

Mit Adam Oehlenschläger.

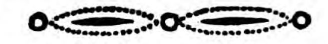
Goethe lud mich höflich zweimal zu Tische, und da war ich keck und satirisch, weil ich nicht kindlich und herzlich sein konnte. Unter anderm recitirte ich ein paar Epigramme, die ich nie habe drucken lassen, auf ein paar bekannte Schriftsteller. Goethe sagte hier wieder gemüthlich: „So etwas sollt Ihr nicht machen! Wer Wein machen kann, soll keinen Essig machen." Ich: „„Haben Sie denn keinen Essig gemacht, Herr Geheimrath?"" Goethe: „Teufel noch einmal! weil ich es gemacht habe, ist es darum recht?"



1809.

Mit Riemer.

Bei Gelegenheit des Theaters, und was dabei vorgeht, scheinbar ohne Goethes Wissen, sagte er, daß er mehr davon wisse, als Gott selbst, der sich um solchen Dreck nicht bekümmere.





Merkwürdige Reflexion Goethes über sich selbst: Daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes concipirt. Wie ein Mann sei, das wisse er ja nicht.

1810.

Mit Riemer.

Mit Goethe spazieren in Wedel's Garten, wo wir die Frommann und Emmy trafen. Weiber im Garten Blumen pflückend kamen Goethen vor wie sentimentale Ziegen.

1810.

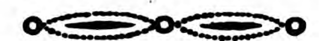
Mit Knebel.

Das Verdienst der schönen menschlichen Rede, wie mir Goethe jüngst sehr schön darthat, übertrifft weit das des Gesanges. Es ist ihm nicht zu vergleichen; seine Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten sind für das Gemüth unzählig. Ja, der Gesang selbst muß auf die simple Sprache zurückkehren, wenn er höchst bedeutungsvoll und rührend werden soll; dies haben auch schon alle große Componisten bemerkt.

1810.

Mit Riemer.

Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den größten gering zu achten. Denn wenn der größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. — Napoleon, der den ganzen Continent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu consultiren. — So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balancirt).



„Nur das Kunstwerk regt die Betrachtung auf; der historische Fall, wenn er gegenwärtig ist, oder die That, nur Haß und Liebe, Abneigung und Zuneigung, Beifall und Tadel. Erst im Spiegel der Kunst kommen wir zu einer ruhigen Betrachtung und zu einer Nutzanwendung.“

1810, 6. September.

Mittag in Teplitz.

„Wer die Weiber haßt, ist im Grunde galanter gegen sie, als wer sie liebt; denn jener hält sie für unüberwindlich, dieser hofft noch mit ihnen fertig zu werden.“



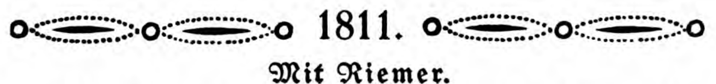
„Wenn ich die Weiber von Eitelkeit reden und sie sich oder uns vorwerfen höre, so möchte ich immer ausrufen: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun.“

1810, 10. November.

Mit Falk.

Grundsätze haben noch Logik und lassen Streit, Zweifel und Auslegungen zu, das echte Gewissen aber kennt blos Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenstand zu, den es liebend zu umfassen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unschuldige Heerde auf der Wiese diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Instinkt als giftige ankündigt, oder als schädlich verbietet, nicht mit Füßen zerstampft, oder sie voll Unmuth und Ingrimm zerstört, sondern ruhig stehen läßt, weitergeht und blos das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer sanften, friedfertigen Natur gemäß ist, ebenso betrachte ich die Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft sittlich schönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernte Künste nothwendig beschämt in den Hintergrund zurücktreten müssen.

In den Umgebungen des Königs von Holland begegnete ich einem Doctor, dessen Ansichten oft etwas schroff, um nicht zu sagen katholisch beschränkt waren. Er sprach sogar manchmal von der allein seligmachenden katholischen Kirche, was aber der König im Gespräche nie aufnahm, der, wie gesagt, ebenso mild als ernst und menschlich in seinen Ansichten, sich keiner Einseitigkeit hingab. Ich suchte meine Fassung in solchen Fällen so viel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige fast capuzinermäßige Tiraden, wie sie jetzt gäng und gäbe sind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichste aller Bücher in weltgeschichtlicher Hinsicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede sein sollte, sei doch wohl unstreitig die Bibel, weil wohl leicht kein anderes Buch so viel Gutes und Böses, als dieses, im Menschengeschlechte zur Entwickelung gebracht habe. Als diese Rede heraus war, erschrak ich ein wenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar sah ich den Doctor vor Schrecken und Zorn bei diesen Worten bald erbleichen, bald wieder roth werden, der König aber faßte sich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit und sagte bloß scherzweise: „„Cela perce quelquefois que Monsieur de Goethe est hérétique.““



1811.

Mit Riemer.

Daß der größte Theil der Geschichte nichts weiter, als ein Klatsch sei, bemerkte Goethe bei Gelegenheit von Plutarch's Schrift de malignitate Herodoti.



Der Sechziger.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



„Die Geschichte ist ein Mährchen im Anfang, auf ihm schwimmt ein Factum, wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet.“



„Das Unzulängliche ist productiv. Ich schrieb meine „Iphigenia“ aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben.“



„Es wird Einem nichts erlaubt, man muß es nur sich selber erlauben; dann lassen sich's die Andern gefallen oder nicht.“

„Die Deutschen haben so eine Art von Sonntags-Poesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen.“



1811, erste Hälfte September.

Mit Bettine v. Arnim, geb. Brentano.

So liebte er wohl ein Gespräch ungebührlich lang auszudehnen, eine Bemerkung immer zu wiederholen, oder wieder darauf zurückzukommen, wenn er merkte, daß einer sich dabei langweilte, der übrigens nicht Ursache hatte, den bereits Unterrichteten zu spielen oder das Air eines Schnellfassenden anzunehmen. Auch bediente er sich dieses oder eines ähnlichen Manoeuvres, wenn er nicht Lust hatte auf etwas einzugehen, um den Zudringlichen ablaufen zu lassen.

Bettine mußte dies erfahren, als sie im Herbst des Jahres 1811 bei ihren abendlichen Besuchen ihm gern von ihrer Liebe oder was sonst . . . vorgeschwatzt hätte. Er kam ihr beständig dadurch in die Quere, daß er sie auf den Kometen, der damals wunderschön am Abendhimmel stehend in seiner völligen Größe und Pracht zu sehen war, aufmerksam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich des Breitern über dieses Meteor erging. Da war nicht anzukommen: Das Meteor mit seinem langen Schweife wehrte diese wiederkehrende Fliege, die sich ihm gern auf den Schooß gesetzt hätte, dieses alte damals schon verheirathete Kind wie mit einer Ruthe ab.



1812, November.

Mit Riemer.

„Wer die Technik nicht versteht, kann über poetische Produkte nicht schreiben.“



1813, 25. Januar.

Mit Riemer.

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal= und Tagsblattverzetteln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden."

1813, 25. Januar.

Mit Falk.

„„Sie wissen längst,"" hub er an, „„daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber blos vermuthen und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Classen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnitzischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach Außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen giebt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind. — Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwickelungen ebenso regelmäßig



und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stil und Krone, zu Stande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im Ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand. Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Diensten stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Claviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Clavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zugute, außer, daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Claviers müßig herumzufliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blüthenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbstständigen Act dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. — Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Tätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt Alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingetheilten Raume, in dessen Mitte



ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Creaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen, in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein eben so heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja, der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!" Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war.

„„Dies niedrige Weltgesindel,"" nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „„pflegt sich über die Maßen breit zu machen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengerathen sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein.""

„„Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlassen,"" setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, „„so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wieland's Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unsers Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen,



wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andre Bestimmung annehmen läßt, als das sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte Theil nehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen."" — „Um Verzeihung," fiel ich ihm hier ins Wort: „ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht selbstthätig zugegen war; aber alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genius verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsre Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringern Monaden bedient?" — „„Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts,"" gab Goethe hierauf zur Antwort, „„nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zu Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber nach meinen Ansichten von der Natur und ihren Gesetzen Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Constellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, daß das Wasser weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten giebt, kann es auch Fischplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unserer früheren Unterhaltungen den Menschen das erste Gespräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tausend Kenntnisse dazu ab. Das Erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntniß; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziem-

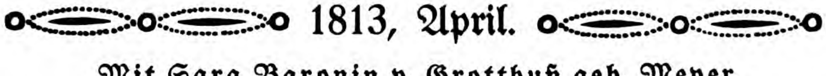


lich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der, aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene giebt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten muthig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht, wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.““

1813, um 22. April.

Bei Gottfried Körner.

Auch Goethe kam [nach Dresden] und besuchte mehrmals das ihm befreundete Körner'sche Haus. Ich [Arndt] hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's beklommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, freiwilliger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“



1813, April.

Mit Sara Baronin v. Grotthuß geb. Meyer.

Eine Freundin Goethes, Frau v. Grotthuß, stellte ihm einmal sehr beweglich vor, daß man dem armen Manne [Böttiger] doch eigentlich unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntnisse aller Art besitze und alles so leicht und nutzbar zu behandeln wisse. Lange ließ Goethe auf sich einreden und hörte die z. Th. triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Liebes



Kind! es ist ganz wahr: er brauchte gar kein Lump zu sein, wenn er nicht durchaus wollte."

1813, um 24. April.

Mit der Familie v. Kügelgen.

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Theilnahme unter den gespenstigen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Locals fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Commandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand und zeigte ihn uns Kindern. „Was meint Ihr?" — sagte er — „Mit solchem Scepter zu commandiren, muß eine Lust sein, wenn man ein Kerl danach ist."

1813.

Mit Riemer.

„Geschmack ist ein Euphemismus. Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben und zu derb sind. Es kann keine Sprache euphemistisch sein und werden, als die, in der man diplomatisirt."



„Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich unter einander selbst nicht gestatten, nämlich daß einmal einer ganz sein darf was er will und Lust hat."



„Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen."

1813, zwischen 5. u. 21. December.

Mit Friedrich Rochlitz und dessen Familie.

Ein gewisses großes, höchst unerwartetes Weltereigniß war der Gegenstand eines langen, sehr ernsten und eindringlichen Gesprächs gewesen. Der Referent [Rochlitz], von diesem Gespräche endlich angegriffen, konnte nicht unterlassen — ohne alle Absicht, bloß weil er sich angegriffen fühlte — auszurufen: „Ich dächte: genug für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut anerkennen!" Beide Sprechende waren im Zimmer auf- und abgegangen. Hier blieb Goethe plötzlich stehen und sagte mit feierlichem Tone: „„Anerkennen? sie? Wer muß das nicht! Ich aber



schweigend."" — „Schweigend? Eben das?" — „„Wer kann es ausreden außer allenfalls für sich selbst? für andere wer? Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, so ist's ihm nicht erlaubt.""

1813.

Mit Arthur Schopenhauer.

Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objecte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subject vorgestellt werden. „Was!" sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe."

1814, März.

Mit Riemer.

„Es giebt vegetabile Geister und animale Geister, ohngefähr wie Pflanzen und Thiere, oder Weiber und Männer. Jene verlangen gleichsam einen Boden, in dem sie sich befestigen und ihre Nahrung daraus ziehen (irgend eine Wissenschaft); andere, die frei herumgehen (ἐλεύθεροι), alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden: Poeten und Künstler."

1814, 30. Mai.

Bei Goethe in Berka.

Goethe animirte mich sehr zu einer Reise nach Italien. Biester habe sie einst in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms sinnend stehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. „Euch darf ich's wohl gestehen," sagte er, — „seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt." Und dabei waltete tiefe Rührung über seinen Zügen! „Ich lebte," fuhr er fort, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben; die vornehmere Gesellschaft ganz vermeidend, weil ich diese ja zu Hause schon habe." Im Fortlauf des Gesprächs erzählte er von einer seltsamen Unterredung mit Lord Bristol, der ihm den durch seinen Werther angerichteten Schaden vorwarf. „Wie viel tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen," entgegnete ich noch derber; „warum soll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem System einige Opfer zu weihen?"

1814, zwischen 24. September und 9. Oktober.

In Heidelberg.

Um recht zu begreifen, welchen gewaltigen Eindruck unsere Bilder auf den alten, rüstigen Freund gemacht haben, mußt Du wissen, daß er nie einen Johann



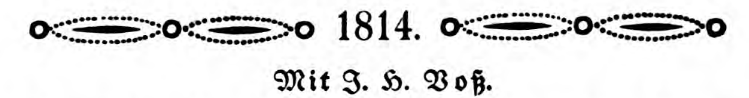
van Eyck, und überhaupt außer Cranach und wenige Dürer keine altdeutschen Bilder gesehen hatte. „Ach Kinder," rief er fast alle Tage aus, „was sind wir dumm, was sind wir dumm! wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! Die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen, und ihnen huldigen!"

„Da hat man nun," äußerte er ein ander Mal, „auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eignen Bestehens wegen abgesperrt, und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Gleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und der wäre mir wohl gebührend." . . . . . — „Wie ganz anders muß zu Eyck's Zeit," sagte er, „das Kunstleben und die Kunstliebe geblüht haben! Jetzt verschlingt der schlechte Luxus alles." Und vor dem Bilde des Todes der Maria, das man für einen Jan Schoorel hielt, bemerkte er treffend: „aus dem schlägt uns die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen!"

In jenen geweihten Augenblicken, wo er vor den Bildern saß, ließ Goethe sich nur ungern durch Besuche stören, denen er ein tieferes Interesse daran nicht zutraute, und wie schätzbar die Personen ihm sonst auch sein mochten, er suchte sich ihrer auf irgend eine zulässige Art zu entledigen. Wenige Tage nach seiner ersten Ankunft (es wird am 26. September gewesen sein), ließ Frau v. Humboldt sich bei den Boisserées melden, als eben Goethe in der Sammlung vor dem Bilde des heiligen Lukas, der die Madonna mit dem Kinde malt [von van Eyck], saß. „„Es steht Ihnen eine Überraschung bevor,"" sagte Bertram, als er zu Goethe ins Zimmer trat. „Eine Überraschung? Herr! Sie wissen, wie sehr ich die Überraschungen liebe. Wer ist es?" „„Frau v. Humboldt!"" „F—r—a—u v—o—n H—u—m—b—o—l—dt? Sie möge kommen!" Und dabei veränderte sich Goethes Gesicht von oben bis unten, indem es die langweiligste Grimasse annahm. Frau v. Humboldt öffnete die Thüre, und die Arme ausbreitend rief sie: „„Goethe!"" Dieser erhob sich ruhig von seinem Sessel, bat sie, sich neben ihn zu setzen. „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?" fragte er. „„Nein!"" erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau v. Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie," fuhr er fort. „Sehen Sie! solch ein Wehr haben diese Herren" (auf Boisserées zeigend) „mir gestellt, und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und anschauen, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie also, machen Sie, daß sie fortkommen."



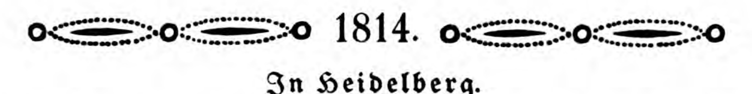
Wiederholt war Goethe auch im Hause bei Voß, dem Übersetzer des Homer, den er vor vielen hochschätzte. Die schlichte Gutmüthigkeit der Hausfrau des berühmten Professors gab Anlaß zu manchem launigen Scherz. Goethe folgte ihr überall hin willig, als sie ihn bei seinem ersten Besuch an allen Orten und Enden ihres Hauses herumführte und ihm auch das unbedeutendste Winkelchen, zuletzt selbst den Gänsestall unter der Treppe zeigte. „„Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß,"" sagte sie, als er das nächste Mal wiederkam, „„und so mögen Sie denn auch einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entstanden ist."" „Nun, so bringen Sie das Zeug her!" rief Goethe. Sie brachte es, indem sie bemerkte: „„Mein Mann will einen Schlafrock daraus haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das letztere für nöthiger, weil die Bücher durch den Staub zu Grunde gehn."" „Ei was!" erwiderte Goethe, „was zanken Sie sich darum! Theilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann statt des Rocks nur ein Camelotjäckle, und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen."



1814.

Mit J. H. Voß.

„Ich bin ein großer Freund von Homer, das wissen Sie, und von Ihnen kann ich ein Gleiches sagen. Wenn Sie nun heute damit zu mir kommen, so bin ich es auch zufrieden und höre es abermals an, wenn Sie aber das dritte Mal kommen, so sage ich: Laufen Sie zum Teufel! Schenkt man Ihnen aber einen ächten Raphael, oder auch nur eine gute Copie eines solchen, so hängen Sie das Bild gewiß dahin, wo Sie es alle Tage sehen können, und Sie werden es, sooft Sie davortreten, mit immer neuem Vergnügen betrachten. Das ist der Unterschied der Poesie und der bildenden Kunst, daß diese auf solche Weise immer neu, frisch und lebendig vor unsre Sinne tritt." Voß wußte hierauf nichts zu antworten. „Wäre ich an seiner Stelle gewesen," sagte Goethe, indem er dies erzählte, „ich würde schon gewußt haben, was ich antworten soll."



1814.

In Heidelberg.

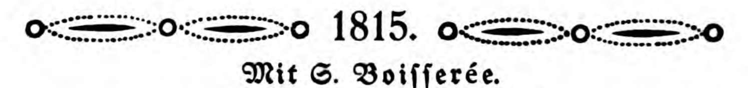
Zudringlichkeit und Hochmuth waren ihm so verhaßt, als Gespreiztheit und Ziererei. Als Frau v. Humboldt in geselligem Kreise ihn fragte, ob sie ihm nicht ihr Töchterlein vorführen dürfe, die gerade etwas declamiren wollte, brummte er ein verdrießliches „Ja!" Die Kleine trat auf und declamirte mit vieler Selbstgefälligkeit Stücke aus der „Jungfrau von Orleans" und „Maria Stuart." Goethe saß dabei, mürrischen Gesichts vor sich hinsehend, ohne ein Wort zu sagen. Als sie fort waren, rief er: „Welche Unverschämtheit! wäre



dieser kleine Balg nicht werth, daß man ihm die Ruthe applicirte? Stellt sie sich so keck vor mich hin und declamirt mir diese Geschichten vor!"

Einst war Goethe zu Voß eingeladen. Als sie bei Tisch saßen, wird Voß herausgerufen, und führt verabredetermaßer einen jungen Dichter, Kunz mit Namen, der für Almanachs gearbeitet hatte, herein, stellt ihn vor und setzt ihn neben Goethe. Dieser Kunz war, ich weiß nicht mehr aus welchem kleinen Staate. Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein strenger Herr: es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen?" „„O ja wohl! Sehr gern!"" Und damit holte Kunz aus der Seitentasche seines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen!" sprach Goethe; „es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen." Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe, eingeladen von ihm und seines Schutzes theilhaftig. „Wissen Sie," sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ? Ich sah aus Kunz's andrer Rocktasche ein Packet Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen, als die."

Der Professor des Civil- und Criminalrechts Cristoph Reinhard Martin in Heidelberg hatte einen schönen Garten, wohin Goethe öfter kam, als er sich in jener Stadt aufhielt. Sie saßen beide im Gartenhause; Martin klagte, daß man die schönen hohen Waldbäume in der Nähe seines ländlichen Sitzes auf Befehl der Regierung habe abschlagen lassen und hielt letzterer gerade keine Lobrede. „Wie lange dauert es denn," fragte Goethe, bis die Bäume wieder herangewachsen sind?" „„Ja, eben das ist's! Mindestens zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre,"" antwortete Martin. „Nun!" sagte Goethe, „dann haben Sie ja noch lange Zeit, um sich wieder zu ärgern."



1815.

Mit S. Boisserée.

„Darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden."



„In den höchsten Dingen versiren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich. Schiller war ein ganz Anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tâche et sans reproche.





Goethe klagt, daß er zur Großfürstin von Oldenburg soll: „Sie haben nichts von mir, und ich nichts von ihnen, den Herrschaften.“ Ich vergleiche die fürstlichen Personen und die vornehme Welt mit Gewässer, welches um uns herum anschwillt, ein Strom im See werden kann, worauf man schifft und segelt, sich aber auch wieder verlaufen kann. Man muß ihm nicht trauen, ist und bleibt Wasser. — Goethe: „Nun, zu hypochondrisch muß man sie nicht nehmen, aber so als Naturkräfte.“

„Was wäre denn aus mir geworden,“ sagte er, „wenn ich nicht immer genöthigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren, und lauter Götter der Selbstständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den Schaaren widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben.“



Er macht mir die Confession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder; darum hüte er sich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte, sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas; ebenso sei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das sei meist ein verlorenes.



Goethes Vorliebe für das Römische wurde später ausgesprochen; er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen, sage ihm zu, das griechische nicht so.



„Die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel, auf der unser Hergott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu.“



Unser Gespräch führte uns auf die Antike. Goethe wünschte sich in einem Statuensaal zu wohnen und zu schlafen, um unter den Göttergestalten zu erwachen.

Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar zu viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere.



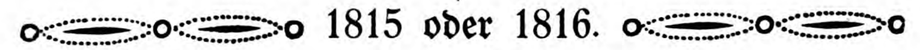
Vor Tisch schon rühmte er, daß er wohlgethan nach Köln zu gehen, sich von dem Herzog influenziren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen, und vom Herzog gern; denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem, aber einige Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer, wenn sie ihm erschienen, sei ihm auch ganz unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm Glück bringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber, wenn es einmal der Fall sein würde, verspreche er mir's zu sagen. Ich spreche vom Aberglauben; wie man sich bei aller Anerkennung des Geheimnißvollen im Leben davor zu hüten habe. Und er war einig, daß man nur so viel darauf geben müsse, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnißvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit sei.

Unterwegs kamen wir dann auf die „Wahlverwandtschaften" zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältniß zur Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahndungsvoll in seinen Reden.

Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb schläfrig, im schönsten Sternenlicht, bei scharfer Kälte nach Heidelberg.



In Hardtheim Mittagessen. Ein junges, frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß.



1815 oder 1816.

Bei Aufführung von „Des Epimenides Erwachen."

Für die Ausstattung hinsichtlich der Decoration, Maschinerie und Costüme war das Möglichste gethan. Neue Uniformen hatte man für die Armeen der Preußen, Russen und Engländer machen lassen. . . . Goethe überwachte das Ganze mit unermüdlichem Eifer und war bei den Proben äußerst sorgsam, besonders was die Gruppirung betraf. Alle Augenblicke donnerte er ein „Halt!" den Darstellenden zu; dann hieß es: „Madame Eberwein, gut!" — „Madame Unzelmann mehr vor!" — „Herr Wolff! den Kopf mehr lauernd nach rechts gebogen! sonst gut!" — „Herr Oels, sehr gut!" — „Der Darauffolgende schlecht!" und nun begann die Auseinandersetzung. Es war eine Eigenheit Goethes, den Schauspieler, mit dem er unzufrieden war, niemals bei seinem Namen zu nennen; man konnte dies nun nehmen, wie man wollte: als Rücksicht oder Kränkung.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —



Bei dem Siegerzug trat zuerst Blücher mit der preußischen Armee auf, dann Schwarzenberg an der Spitze der Österreicher, dann Wittgenstein mit den Russen und endlich kam Wellington mit den Engländern. Jede dieser Armeen bestand außer den Feldmarschällen und einigen Adjutanten aus zehn Mann Statisten. . . . . Das Ganze war nach unsern Verhältnissen würdig in Scene gesetzt und machte sich gut. Goethes Ausspruch über Comparserie war: „Die Wirklichkeit, die aus Hunderttausenden besteht, kann auf einem so engen Raume, wie die Bühne bietet, doch nicht verkörpert werden; ob man da zehn oder hundert Mann erscheinen läßt, bleibt sich gleich; man möge sich die andern dazu denken!"

1816, 29. August.

Mit Riemer.

„Die lieben Deutschen kenn' ich schon; erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann beseitigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie."

1817, Mitte April.

Mit Riemer.

Eine der größten Neuigkeiten unserer Stadt ist, daß Goethe, des leidigen Theaterwesens und Unwesens müde, die Direction des Theaters niedergelegt hat; er wird sich selbst, seinen Freunden und Verehrern, den Künsten und Wissenschaften in verjüngter Kraft leben, da jene theatralische Zwangherrschaft ihm nicht mehr seine besten Stunden raubt, indem er für all seine Müh doch nur Undank einernten konnte. Über seinen Entschluß fand ich unsern, sonst in hiesigen Dingen so an sich haltenden Goethe vor ein paar Tagen abends . . . sehr animirt. Er sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Schauspieler und Publicum sind in gleicher Confusion und man macht sie immermehr zur Natur der Kunst. In die Fremde müßte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfniß für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theatertournuren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich, und die geringste Nachgiebigkeit hierin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publicum determinirt behandelt, als ich seinen Geschmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determinirt auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realisiren. Ist's damit vorbei, hat sich kein anderer Sinn festgesetzt, als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge — nun, wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber kann's und will wenigstens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist — bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das



Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste."

1817, 30. April bis 5. Mai.

In der Frommann'schen Familie.

Um dieselbe Zeit erzählte er einmal, wie ein hallischer Renommist in Kanonen und mit Stürmer ins Berliner Theater kommt und, als einiger Spektakel entsteht, auf die Bank steigt und ruft: Schauderhafter Plebs, sei stille! worauf alles still wird.

1817, 22. August.

Mit Riemer.

„Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren; denn unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles Übrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

1817. gegen Mitte December.

Über den Studenten Rödiger.

R. ist neulich bei Goethe gewesen und hat ihn stumm und kalt gefunden; er hat immer von Politik anfangen wollen, G. aber immer gleich abgebrochen. Nun war es wunderbar, wie G. von ihm erzählte, daß er sich hätte zurückhalten müssen; er hätte dem R. um den Hals fallen, ihn tüchtig küssen und sagen mögen: „Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!" Die Mutter nannte Rs. Augen lebendig; das war G. lange nicht genug. Er sagte auch: er thäte jetzt nichts als niederschlagende Pülverchen einrühren, damit sie nur seinen lieben jungen Leuten nichts thäten, seinen lieben Brauseköpfen.

1818, 6. März.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein.

„Seht liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nicht aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideen-Tausch, durch heitere Geselligkeit müßt Ihr lernen."

1818, Juni.

Mit Riemer.

„Der Mensch ist wohl ein seltsames Wesen! Seitdem ich weiß, wie es mit dem Kaleidoscop zugeht (das Dr. Seebeck uns erklärt hatte), interessirt mich's



nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämmtlich offenbarte: wir wüßten vor Untheilnahme und langer Weile nicht was wir anfangen sollten."

1819, 25. April.

Mit v. Müller und Julie Gräfin Egloffstein.

„Die Natur ist eine Gans, man muß sie erst zu etwas machen. Bekenne Dich nur", sagte er zu Julie, „für einen armen Hund und stehle, wo Du kannst, aus fremden Bildern, selbst vom Altare."

1819, 28. April.

Gesellschaft bei Goethe.

Abends war große Gesellschaft bei Goethe. Er erzählte der Line v. Egloffstein, wie er nur noch bei Gewährung*) seltner, sittlicher oder ästhetischer Trefflichkeit weinen könne, nie mehr aus Mitleid oder aus eigner Not.

1819, 7. Juni.

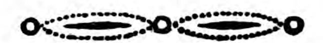
Mit v. Müller.

„Man muß stets die Gunst vertheilen", sagte er, „sonst windet man das Ruder sich selbst aus der Hand." Er führte dabei an, er habe 22 Jahre lang dem Theater vorgestanden, ohne sich eine Schwäche gegen eine Actrise zu verstatten, deren mehrere, besonders Euphrosyne und die Wolff, es ihm doch sehr nahegelegt. Wer aber die Lust des Herrschens ein Mal empfunden, dürfe nicht leichtsinnig den Stützpunkt durch Favoritschaften aufgeben.

1820.

Mit Johann Christian Lobe.

„Es giebt Schwächen in allen Künsten der Idee nach, die aber in der Praxis beibehalten werden müssen, weil man durch Beseitigung derselben der Natur zu nahe kommt, und die Kunst unkünstlerisch wird."



„Jeder Mensch ist ein Adam; denn jeder wird einmal aus dem Paradiese — der warmen Gefühle vertrieben."

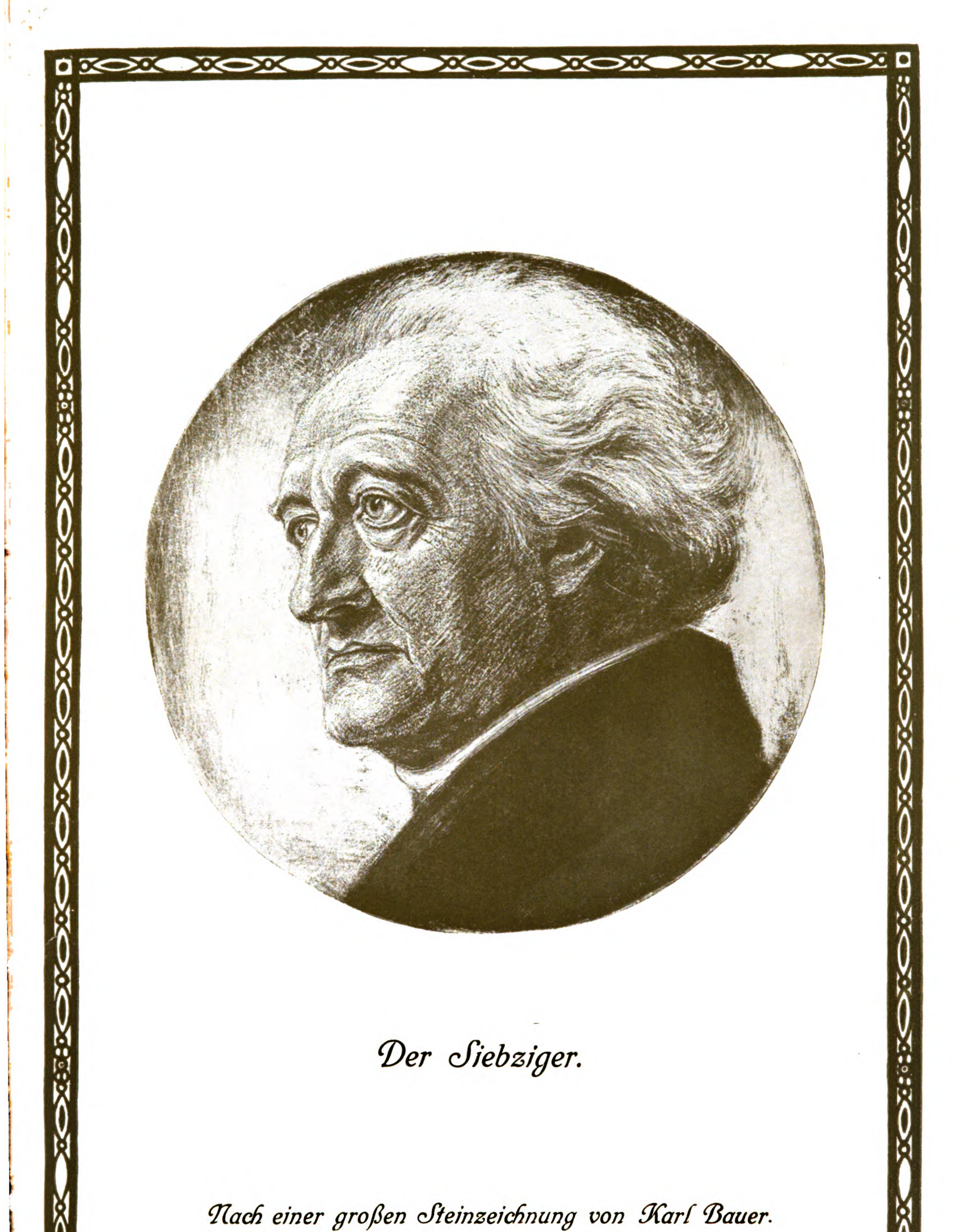


„Was haben Sie mir von ‚Emilia Galotti' zu berichten?"

„Das war eine schreckliche Vorstellung für mich", versetzte ich.

„Wie das?" fragte Goethe.

*) Erwähnung?



Der Siebziger.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



„Das Publikum", fuhr ich fort, „führte zu dem Trauerspiel auf der Bühne ein Lustspiel auf, das mir das Herz zerriß. Es gastierte ein Wiener Schauspieler als Marinelli. Er schien die Rolle nicht schlecht zu spielen; allein er sprach im Wiener Dialekt und dazu auch, als habe er — den Schnupfen. Kaum hatte er angefangen zu sprechen, so wurde das Auditorium unruhig; bald fing man an zu scharren, zu lachen, und dies wiederholte und steigerte sich bei jedem Auftreten des Unglücklichen, so daß er zuweilen durch den Rumor gänzlich unterbrochen wurde. Kam von den mitspielenden Personen eine Äußerung auf Marinelli vor, die auf den Gast bezogen werden konnte, so geschah's vom Publikum. So bei den Worten der Gräfin ‚Armer Sünder!' wo ein allgemeines Gelächter und Bravorufen ausbrach. Der Arme fiel dann gänzlich aus seiner Rolle, schlug die Augen wehmütig beschämt zu Boden und faltete, wie um Mitleid bittend, die Hände. Ich konnte das Elend nicht mit ansehen, verließ das Schauspielhaus und fragte mich verwundert, ob ich in Berlin im königlichen Schauspielhause gewesen sei!"

„Nun ja", sagte Goethe, „und weil wir die Rohheit und Rücksichtslosigkeit der Menge kennen, und um solche Skandale zu vermeiden, alle Mißfallensbezeigungen bei uns nicht dulden, wirft man uns Beschränkung der Freiheit vor. Der ausbleibende Applaus ist Demüthigung genug für den Künstler."

Hier fuhr ich etwas keck mit der Bemerkung heraus, „daß, wenn ich zu befehlen hätte, auch keinerlei Art von Beifallszeichen gegeben werden dürfe; denn es werde alle Illusion und Stimmung, in welche mich Dichter und Darsteller versetzt, durch das Händeklatschen und Bravorufen zerrissen. Auch auf den Schauspieler äußere es einen nachtheiligen Einfluß; denn er müsse, um den Applaus hervorzurufen, Mittel anwenden, die oft mehr auf die Masse der Zuschauer berechnet seien, als aus dem Wesen der Rolle hervorgehen. Die meist outrierten Abgänge zeigen das."

Der letztere Grund schien Goethe zu gefallen; er nickte beifällig mit dem Haupte. Doch bemerkte er dazu: „Es wäre wohl gut, wenn diese Sitte von Haus aus nicht bestünde; da sie aber einmal vorhanden, so ist sie nicht mehr ohne Nachtheil zu beseitigen. Der Schauspieler ist daran gewöhnt und bedarf ihrer als Sporn; er würde ohne Hoffnung auf diesen hörbaren Lohn ermatten."



„Erst müssen die Decorationsmaler und Maschinisten dem Publicum nichts Neues mehr bieten können, das Publicum von dem Prunk bis zum Ekel übersättigt sein, dann wird man zur Besinnung kommen und das jetzt zurückgedrängte Ächte wieder hervorgeholt, auch gutes Neues hinzugeschaffen werden."



„Es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an."



1821, 20. Februar.

Mit v. Müller und Clemens Wenceslaus Coudray.

Wären die Menschen en masse nicht so erbärmlich, so hätten die Philosophen nicht nöthig, im Gegensatz so absurd zu sein! — — Was thut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein? Die Gelegenheiten sind die wahren Musen, sie rütteln uns auf aus Träumereien und man muß es ihnen durchaus danken."

1822, 22. Mai.

Mit v. Müller u. a.

„Es geht mir schlecht", sagte Goethe, „denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt."

1822, 11. Juni.

Mit v. Müller und August v. Goethe.

„Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurtheilt werden. Die Kritik ist überhaupt eine bloße Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen? Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zum richtigen Urteil darüber kommen."

1822, 11. August.

Mit Grünert.

Mit Goethe um 12½ Uhr nach Waldsassen gefahren, dort gespeist, die Kirche, dann die Stellagen der ehemaligen Bibliothek besehen. Es befinden sich über den Fächern dieser ehemaligen Bibliothek allegorisch sein sollende Schnitzwerke, z. B. über dem Fache der philosopischen Schriftsteller ein Kopf mit einem Kropf und mit Warzen im Gesichte, die scriptores profani hatten gebundene Hände u. s. w. Während wir unsere Betrachtungen darüber anstellten, kamen Fremde von ansehnlichem Äußern. „Geben Sie Acht, Freund", sagte Goethe, „es sind Preußen, die wollen immer Alles besser wissen als andere Leute."

Goethe zog sich mit mir zurück, um aufmerken zuzuhören. Als sie nun zu expliciren und debattiren anfingen, sah mich Goethe, der die Arme übereinander geschlagen hatte, warnend an, als ob ich aufmerksam und mich durch sie belehren lassen sollte, und ging dann. Als wir allein waren, fragte er lächelnd: „Nicht wahr, jetzt haben Sie alles weg?"

1823, 3. Februar.

Mit v. Müller.

„Hätte ich das Unglück, in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finstern Kreise ewigen Tadels



des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Princips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponiren und übellaunige Kritisiren und Negiren führt, sehen wir an Knebeln: es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht; sein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfressen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er alles angreift, was einem lieb ist."

„Was wir in uns nähren, das wächst; das ist ein ewiges Naturgesetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Opposition, der Zweifelsucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es sich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geschwür umwandelt und verderblich um sich frißt. Dann setzt sich Reue, Vorwurf und andere Absurdität daran, wir werden ungerecht gegen andere und gegen uns selbst. Die Freude am fremden und eignen Gelingen und Vollbringen geht verloren; aus Verzweiflung suchen wir zuletzt den Grund alles Übels außer uns, statt es in unsrer Verkehrtheit zu finden. Man nehme doch jeden Menschen, jedes Ereigniß in seinem eigentlichen Sinne, gehe aus sich heraus, um desto freier wieder bei sich einzukehren."

1823, 23. Februar.

Während Goethes Krankheit.

„Probirt nur immer!" sagt er; „der Tod steht in allen Ecken und breitet seine Arme nach mir aus, aber laßt Euch nicht stören!"

„Ihr seid zu furchtsam mit Euern Mitteln", sagte er zu Rehbein, „Ihr schont mich zu sehr! Wenn man einen Kranken vor sich hat, wie ich es bin, so muß man ein wenig Napoleonisch mit ihm zu Werke gehen."

In einem Augenblick, wo er sich besser befand und wo seine Brust freier zu sein schien, sprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiste, worauf Rehbein einem der Nahestehenden in's Ohr flüsterte: „Eine bessere Respiration pflegt eine bessere Inspiration mit sich zu führen." Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längst; aber diese Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!"

1823, 31. März.

Mit v. Müller und Riemer.

„Nichts ist verderblicher, als sich immer feilen und bessern zu wollen, nie zum Abschluß kommen; das hindert alle Production."

„Der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er supplirt es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwickelungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden,



wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden; bei meinen edelsten Handlungen am meisten. Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinsichtlich der Gesinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zustände der Personen, meine Kollegen z. B. durchaus real, als gegebene, einmal fixirte Naturwesen, die nicht anders handeln können als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich ringsum mich selbst richtig zu sehen.

1823, 15. Mai.

Mit v. Müller.

„Wer keinen Geist hat“, äußerte Goethe bei Besprechung der Nachdrucksfrage, „glaubt nicht an Geister und somit auch nicht an geistiges Eigenthum der Schriftsteller.“

1823, 24. August.

Mit Grüner, sodann Meyer.

„Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erstaunliche Sachen.“

1823, 19. October.

Mit v. Müller und Riemer.

„Fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen; z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postuliere“.

1823, 4. December.

Mittag bei Goethe.

Als ich [Eckermann] darauf später mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun“, sagte er, „wie gefällt er Ihnen?“ Ich sprach über das durchaus Wohlthätige seiner Persönlichkeit. „Er kann“, fügte Goethe hinzu, „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich so zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein



halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

1823, 21. December.

Mit Soret u. a.

„Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht besser gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davongekommen."

1823, 31. December.

Mit Soret.

Wir sprachen sodann über religiöse Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute traktiren ihn", sagte Goethe, „als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

Erzählungen von Falk aus verschiedener Zeit.

Es giebt ein Mysterium so gut in der Philosophie wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber dasselbe in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Epikur sagt irgendwo: das ist recht, eben weil sich das Volk daran ärgert. Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverwirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien derselben dem Volke preisgab und sie ebendadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurtheile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik, oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehen zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln



dürfte. Die Aufklärung desselben beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis. Das Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, abenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen, noch zu Priestern, noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts!

Ein andermal verglich er die Professoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben, sodaß man mit den Bestien gar nicht vom Flecke komme, sondern über Wegstunden tagelang zubringe.



„Die gerechtere Nachwelt —“ nahm ich das Wort, aber Goethe, ohne abzuwarten, was ich eigentlich von der Nachwelt sagen wollte, entgegnete mir mit ungemeiner Hastigkeit: „Ich will nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen. Ich verwünsche den ‚Tasso‘ blos deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen wird; ich verwünsche die ‚Iphigenie‘, mit einem Worte, ich verwünsche alles, was diesem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß, daß es dem Tag, und daß der Tag ihm angehört; aber ich will nun einmal nicht für den Tag leben. Eben deshalb soll mir auch dieser Kotzebue vom Leibe bleiben, weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur je dahin noch bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein funfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir nichts als Übels nachsagten; das sollte mich außermaßen ergötzen. Es müßte ein prächtiges Product sein, was solche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publicum wie das unsere hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Charakter im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfingen und in irgend etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die meisten unter uns weder zu hassen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zudanke gemacht! Vollends, wenn mein



Walpurgissack nach meinem Tode sich einmal eröffnen und alle bis dahin verschlossenen stygischen Plagegeister, wie sie mich geplagt, so auch zur Plage für andere wieder loslassen sollte; oder wenn sie in der Fortsetzung von ‚Faust‘ etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel selbst Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben sie mir sobald nicht! Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzengesprächen in der Hexenküche, die im ‚Faust‘ vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretiren und dem Allegorisiren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fort gewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen! Nahm doch selbst die geistreiche Frau v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgesang Gott-Vater gegenüber den Teufel so gutmüthig gehalten hätte! sie wollte ihn durchaus grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wiederbegegnet!“

1824, 2. Januar.

Mittag bei Goethe und mit Eckermann.

„Wer übrigens nicht glauben will“, fuhr Goethe fort, „daß vieles von der Größe Shakespeares seiner großen kräftigen Zeit angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er denn eine solche staunenerregende Erscheinung in dem heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisirender und zersplitternder Journale für möglich halte. Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentirteller der Öffentlichkeit. Die täglich an funfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publicum bewirkte Klatsch lassen nichts Gesundes aufkommen. Wer sich heutzutage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isolirt, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, größtenteils negative ästhetisirende und kritisirende Zeitungswesen eine Art Halbkultur in die Massen, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser.

Und dann, wie zahm und schwach ist seit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben selber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat einer die Kraft, wahr zu sein und sich zu zeigen wie er ist! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der alles in sich selber finden soll, während von außen ihn alles im Stich läßt.“

1824, 4. Januar.

Mit Eckermann.

Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte mich zu machen. Auch war man selten mit dem zu-



frieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zu Liebe zu tun, so verlangte sie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken sollte, daß sie es nur erträglich fand. Lobte man mich, so sollte ich das nicht in freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Person und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, und ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag."



„Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, sodaß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider; da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Gestalt, sodaß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden,



so ist Gott mit ihm und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern; denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther; denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse, und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."



Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein imgrunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben sein wollte .... Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen."



„Es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts deklamirt wurde, als die ‚Urania'. Wo man hinkam, fand man die ‚Urania' auf allen Tischen; die ‚Urania' und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich imstillen, aber er hat nicht Ursache, sich darauf etwas einzubilden. Bei Gelegenheit von Tiedge's ‚Urania' indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, so auch die Frommen eine gewisse Aristokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf eine sehr dünkelhafte Weise examinirte. Ich ärgerte sie aber, indem ich sagte: es könne mir ganz recht sein, wenn nach Ablauf dieses Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten; denn sonst würde meine Plage erst recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und sagen: Haben wir nicht recht gehabt? Haben wir es nicht vorhergesagt? Ist es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langeweile kein Ende sein.

Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen", fuhr Goethe fort, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben.



Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist thätig und nützlich in dieser. Ferner sind Unsterblichkeitsgedanken für solche, die in Hinsicht auf Glück hier nicht zum besten weggekommen sind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick hätte, so hätte er auch bessere Gedanken."

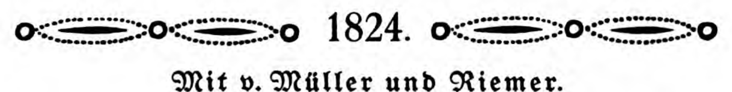
„Den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten."



„Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen. Ja ich möchte sagen: hätte ich mit Darstellung der Welt so lange gewartet, bis ich sie kannte, so wäre meine Darstellung Persiflage geworden."



„Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen, als ich selber; allein, wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe."



1824.

Mit v. Müller und Riemer.

Darauf kam er auf Geh. Rath Wolf zu sprechen. „Dieser Freund ist", äußerte er, „oft der unverträglichste und unleidlichste aller Sterblichen durch sein ewiges Negiren; deßhalb bin ich so oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, ist es, als wenn ein beißiger Hund, ein reißendes Ungethüm ins Haus träte. Ich kann wohl auch bestialisch sein und verstehe mich gar sehr darauf; aber es ist doch verdrießlich, die rauhe Seite herauskehren zu müssen. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Absurdität. Einst war ich mit ihm im Bade zu Tennstedt, als mein Geburtstag herannahte, da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender und machte, daß er am 27. August abreiste; denn mir war Angst, er würde mir an meinem Geburtstage ableugnen, daß ich geboren sei." Bitter klagte er über den gestörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchst bedenklichen Unfall. Doch wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben; nur feige



sich ergeben, sei ihm das Verhaßteste. „Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philister“, setzte er hinzu; „daher ist das Geschwätz der Ärzte und ihr Trösten mir am allermeisten zuwider.“



Über Byron's Tod äußerte er, daß er gerade zu rechter Zeit erfolgt sei. Sein griechisches Unternehmen hat etwas Unreines gehabt und hätte nie gut endigen können.

„Es ist eben ein Unglück, daß so ideenreiche Geister ihr Ideal durchaus verwirklichen, ins Leben einführen wollen. Das geht nun einmal nicht, das Ideal und die gemeine Wirklichkeit müssen streng geschieden bleiben.“

1825, 24. Februar.

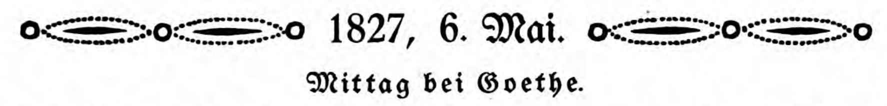
Mit Eckermann.

Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.“

1825, 15. Juni.

Mit v. Müller.

Wir besichtigten die Winterhäuser, die ihn veranlaßten, den früheren französischen Gartenformen Lob zu spenden, wenigstens für große Schlösser. „Die geräumigen Laubdächer, Berceaux, Quinconces, lassen doch eine zahlreiche Gesellschaft sich anständig entwickeln und vereinen, während man in unsern englischen Anlagen, die ich naturspäßige nennen möchte, allerwärts an einander stößt, sich hemmt oder verliert.“



1827, 6. Mai.

Mittag bei Goethe.

Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstracter Gedanke und Idee wäre!



1827, 9. August.

Mit v. Müller.

Heute fand ich ihn wohler. Als wir über Duelle sprachen, äußerte er: „Was kommt auf ein Menschenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tausende weg. Es ist wichtiger, daß das Princip des Ehrenpunkts, eine gewisse Garantie gegen rohe Thätlichkeiten, lebendig erhalten werde.

Die Gesetze verjähren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das ist bekannt. Der praktische Jurist muß sich über die einzelnen Fälle geschickt und mit Wohlwollen hinauszuhelfen suchen."

1827, 12. August.

Mit v. Müller.

„Unser Leben kann sicherlich durch die Ärzte um keinen Tag verlängert werden, wir leben so lange es Gott bestimmt hat; aber es ist ein großer Unterschied, ob wir jämmerlich, wie arme Hunde leben, oder wohl und frisch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel."

1827, 26. September.

Mit Eckermann.

„Ich will nun just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen."

1827, 7. Oktober.

Mit Eckermann.

„Wir tappen alle in Geheimnissen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße stille Gegenwart entschieden einwirken, wovon ich mehrere Beispiele erzählen könnte. Es ist mir sehr oft passiert, daß, wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieser über das, was ich im Sinne hatte, sogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu sagen, durch bloße Geistesgewalt eine in heitern



Gesprächen begriffene Gesellschaft plötzlich stillzumachen imstande war. Ja er konnte auch eine Verstimmung hineinbringen, so daß es allen unheimlich wurde. Wir haben alle etwas von electrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß, wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer sich, ohne es zu wissen, mit einem Manne befände, der die Absicht hätte, sie zu ermorden, sie von seiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angst über sie käme, die sie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenossen triebe."

1827 oder 1828.

Mit v. Müller u. a.

Als wir bei einem neuen Gebäude vorüber fuhren, das ihm mißfiel, äußerte er: „Meine Lehre ist von jeher diese: Fehler kann man begehen, wie man will, nur baue man sie nicht auf. Kein Beichtvater kann von solchen Bausünden jemals absolviren."

1828, Januar oder Februar.

Mit Karl von Holtei.

Holtei sagte: „„Ich soll morgen die zu ‚Faust' gehörige ‚Helena' vorlesen; ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helena's Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteilt? Ob eine bestimmte Andeutung. . . ."" Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: „Ja, ja, ihr guten Kinder! wenn Ihr nur nicht so dumm wäret!" Hierauf ließ er mich stehen.

1828, 6. März.

Mit v. Müller und Meyer.

„Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es giebt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei; ich wäre ein Thor, mich darum zu bekümmern."

„Man muß nur immer sorgen, erregt zu werden, um gegen die Depression anzukämpfen. Das ist auch bei jetziger deprimirender Witterung der beste medicinische Rath. Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben, ertragen, wie eines andern Schwachheit oder Steckenpferd."



1828, 11. März.

Mit Eckermann.

„Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um productiv zu sein, es giebt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. Selbst der Arzt muß productiv sein, wenn er wahrhaft heilen will; ist er es nicht, so wird ihm nur hin und wieder wie durch Zufall etwas gelingen, im ganzen aber wird er nur Pfuscherei machen.“

„Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge.“



„Wäre ich ein Fürst“, fuhr er lebhaft fort, „so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheites zu Tage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Capacitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet, und dabei vom besten Wollen und edelsten Character. Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!“

„Man sage was man will: das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleons, der freilich in der Wahl seiner Leute einen ganz besondern Takt hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu setzen wußte, wo sie in ihrer eigentlichen Sphäre erschien, und der daher auch in seinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war, wie kaum ein anderer.“

„Jede Productivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt, und dem er sich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme



eines göttlichen Einflusses. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte."

1828, 12. März.

Mit Eckermann.

„Es ist ein eigenes Ding — liegt es in der Abstimmung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen andern etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten, aber was sind das alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Thränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, das ist eben ihre Tugend."

„„Ich möchte jedoch nicht behaupten,"" versetzte ich, „„daß unsere Weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.""

„In solchen Dingen, mein Bester," erwiederte Goethe, „liegts nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus complette Menschen. Auch complette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freiern Entwickelung genießen als bei uns Deutschen.



Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinauszusehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Thüren gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer genirt, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt, als der Philister.

Sie wissen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreisenden Fremden besucht werde. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung, große Freude hätte, so müßte ich lügen. Kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend: das ist das Bild der meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unsereiner Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbringlich; denn wenn einer in seinem zwanzigsten Jahre nicht jung ist, wie soll er es in seinem vierzigsten sein!"

Goethe seufzte und schwieg.

„„Es thäte noth,"" sagte ich, „„daß ein zweiter Erlöser käme, um den Ernst, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zustände uns abzunehmen.""

„Käme er", antwortete Goethe, „man würde ihn zum zweiten Male kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein so Großes. Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zutheil werden, ohne daß wir auf das Erscheinen der persönlichen Hoheit eines zweiten Christus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten.

So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrath an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten



Der Achtzigjährige Greis.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist.

Und dann: bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist!

Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth, von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen.

Wir wollen indeß", fügte Goethe lächelnd hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstracte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein."

1828, 3. October.

Mit Eckermann und Ottilie v. Goethe.

„Der Mensch wird überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dieses noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wende, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, so daß es ihnen selber wohl war und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf andere auszugießen im Stande sind."



„Aber ihr Frauen habt Unrecht, wenn Ihr immer Partei macht; ihr leset ein Buch, um darin Nahrung für euer Herz zu finden, einen Helden, den ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieser oder jener Character gefalle, sondern, daß euch das Buch gefalle."

1828, 22. October.

Mit Eckermann.

„Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern sie ist mir angeboren, oder in mir entstanden, Gott weiß wie! Meine dargestellten Frauencharactere sind daher auch alle gut weggekommen; sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind."



1829, 4. Februar.

Mit Eckermann.

Ein Stück auf dem Papiere ist gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß seine Rollen denen Figuren auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen.

1829, 12. Februar.

Mit Eckermann.

„Alles Große und Gescheidte," sagte er, „existirt in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein."

1830, 27. Januar.

Mit v. Müller.

Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben."

1830, 18. Februar.

Mit v. Müller.

Von seiner Jugend sagte er: „Ich war ein leidlicher Kerl, ließ mich auf keine Klatschereien ein, stand Jedem in guten Dingen zu Diensten, und so kam ich durch."

1830, 14. März.

Mit Soret.

„„Man hat Ihnen vorgeworfen,"" bemerkte ich etwas unvorsichtig, „„daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.""

„Lassen wir das, mein Guter!" erwiederte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben, allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein



halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."

„„Im Grunde,"" versetzte ich begütigend, „sollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie sich darauf etwas einbilden; denn was will das anders sagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen so groß ist, daß sie verlangt, daß derjenige, der für die Cultur seiner Nation mehr gethan als irgend ein anderer, nun endlich alles hätte thun sollen.""

„Ich mag nicht sagen, wie ich denke," erwiederte Goethe. „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Wille gegen mich, als Sie wissen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle sehr gern los, und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen. Sie kennen mich nun seit Jahren hinlänglich und fühlen, was an all dem Gerede ist. Wollen Sie aber wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine ‚Xenien', und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht hat.

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Ja, mein Guter, Sie werden es nicht anders finden. Und ich selbst kann mich kaum beklagen; es ist allen andern nicht besser gegangen, den meisten sogar schlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt, und was nicht Rousseau und Voltaire! Byron ward durch die bösen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen sein, wenn ein früher Tod ihn nicht den Philistern und ihrem Haß enthoben hätte.

Und wenn noch die bornirte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist, und jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht!

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine



kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.

Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!"

„Überhaupt," fuhr Goethe fort, ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Cultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Culturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

1830, 17. März.

Mit Soret und Riemer.

„Lord Bristol," sagte Goethe, „kam nach Jena, wünschte meine Bekanntschaft zu machen, und veranlaßte mich, ihn eines Abends zu besuchen. Er gefiel sich darin, gelegentlich grob zu sein; wenn man ihm aber ebenso grob entgegentrat, so war er ganz tractabel. Er wollte mir im Laufe unsers Gesprächs eine Predigt über den ‚Werther' halten und es mir ins Gewissen schieben, daß ich dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. ‚Der ‚Werther', sagte er, ‚ist ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch!' — Halt! rief ich. Wenn Ihr so über den armen ‚Werther' redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen ins Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Greueln und singet ein Tedeum darauf! Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstigt, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Dasein zuletzt in einem Tollhause endigen! Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrsätze in die Gemüther Eurer christlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels säet, so daß diese halb starken, halb schwachen Seelen in einem Labyrinth sich verlieren, aus dem für sie kein Ausweg ist, als der Tod! Was sagt Ihr da zu Euch selber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige be-



schränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres thun konnten, als den schwachen Rest ihres bißchen Lichts vollends auszublasen! Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir diese gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während ihr andern, ihr Priester und Fürsten, euch so Großes und Starkes erlaubt!"

„Es müßte schlimm zugehen," sagte Goethe, „wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte, als das Leben selber, das täglich der scandalösen Scenen im Überfluß, wo nicht vor unsern Augen, doch vor unsern Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterstücks keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher, als das wirksamste Buch."

1830, 28. März.

Mit v. Müller und Coudray.

Seit ich keine Zeitung mehr lese, bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man kümmert sich doch nur um das, was andere thun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt.

1830, 7. April.

Mit v. Müller.

Nun fiel das Gespräch auf Männer-Liebe und Johannes Müller.

Er entwickelte, wie diese Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstabe der Mann immerhin weit schöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Thierische, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei.

Was die Cultur der Natur abgewonnen habe, dürfe man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis aufgeben. So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine solche Cultur-Errungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei.

„Sie wissen, wie ich das Christentum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heut zu Tage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug, dergleichen Culturbegriffe sind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten.

Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären."



1830, 24. April.

Mit v. Müller.

Wir kamen auf Reiseprojekte und industrielle Unternehmungen zu sprechen, die er alle verwarf. Auf meine Bemerkung, daß er über diese Gegenstände sonst ganz anders gedacht, sagte er: „Ei, bin ich denn darum 80 Jahre alt geworden, daß ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr täglich etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken. Da hat mir jetzt so ein Über-Hegel aus Berlin seine philosophischen Bücher zugeschickt; das ist wie die Klapperschlange, man will das verdammte Zeug fliehen und guckt doch hinein. Der Kerl greift es tüchtig an, bohrt gewaltig in die Probleme hinein, von denen ich vor 80 Jahren so viel als jetzt wußte, und von denen wir alle nichts wissen und nichts begreifen. Jetzt habe ich diese Bücher versiegelt, um nicht wieder zum Lesen verführt zu werden.

1830, 12. Mai.

Mit Soret.

Celui-ci critiquait un jour un petit modèle en bronze de la statue de Moïse par Michel-Ange, et trouvait entr'autres les bras du législateur d'une longueur démesurée. Comme les beaux-arts n'étaient pas la branche sur laquelle il eût le droit de donner son avis, Goethe s'écria vivement: „Prenez-vous Michel-Ange pour un sot? Moïse n'avait-il pas à porter les tables des dix commandemens? Croyez-vous qu'il aurait pu d'ailleurs embrasser et tenir ferme dans son étreinte le peuple hébreu avec des bras ordinaires, comme ceux que vous portez, vous autres gens de Cour qui vous avisez de juger Michel-Ange!"

1830, Mai.

Mit v. Müller.

„Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen!"

1830, 21. Mai bis Anfang Juni.

Mit F. Mendelssohn-Bartholdy u. a.

Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Clavier vorspielen von allen verschiedenen großen Componisten nach der Zeitfolge und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weitergebracht hätten, und dazu sitzt er in einer dunkeln Ecke wie ein Jupiter tonans und blitzt mit den alten Augen. An den Beethoven wollte



er gar nicht heran, ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: „Das bewegt aber gar nichts, das macht nur staunen; das ist grandios!“ Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen zusammen spielen!“ — Und bei Tische, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an.

1830, 8. Juni.

Mit v. Müller.

„Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen.

Die Menschheit steckt jetzt in einer religiösen Krisis; wie sie durchkommen will, weiß ich nicht, aber sie muß und wird durchkommen.

Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir andern armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen.“

1830, 1. October.

Mit Riemer.

„Ich las in ‚Tristram Shandy‘ und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der sich Sterne zu seiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch seine Einwirkung auf unsere Jugend. Er war der erste, der sich und uns aus Pedanterei und Philisterei emporhob.“

1831, 13. Februar.

Mit Eckermann.

„Allerdings,“ sagte Goethe, „ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles, allein doch hat es unter den Kritikern und Kunstrichtern der neuesten Zeit schwache Personnagen gegeben, die dieses nicht zugestehen und die eine große Persönlichkeit bei einem Werke der Poesie oder Kunst nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen.

Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig, oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren.



1831, 30. März.

Mit v. Müller.

„Ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte. Wenn man etwas vor sich bringen will, muß man sich knapp zusammennehmen und sich wenig um das kümmern, was andere thun.“

1831, 20. Juli und früher.

Mit Soret.

„Ich ging,“ sagte er mir, „mit einem guten Bekannten einst in einem Schloßgarten gegen Abend spaziren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Personen unsres Kreises bemerkten, die in ruhigen Gesprächen aneinander hingingen. Ich kann Ihnen sowenig den Herrn als die Dame nennen, aber es thut nichts zur Sache. Sie unterhielten sich also und schienen an nichts zu denken, als mit einem Male ihre Köpfe sich gegeneinander neigten und sie sich gegenseitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie schlugen darauf ihre erste Richtung wieder ein und setzten sehr ernst ihre Unterhaltung fort, als ob nichts passirt wäre. ‚Haben Sie es gesehen?‘ rief mein Freund voll Erstaunen; ‚darf ich meinen Augen trauen?‘ Ich habe es gesehen, erwiderte ich ganz ruhig — aber ich glaube es nicht!“

1832, 1. Januar.

Mit v. Müller und Coudray.

Ein andermal sagte Goethe: „Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff, bleibt kühn und ehrenhaft; jede Verteidigung ist immer mißlich, sei sie auch noch so gut gemacht. Das war immer unsre Maxime.“

1832, 17. Februar.

Mit Soret.

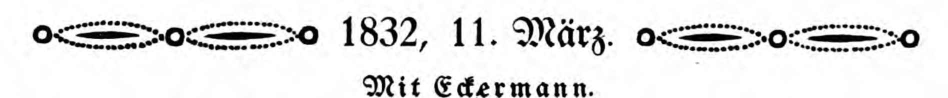
„Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eignen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und alb ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdränge und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte. Ja, ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses Zimmers vorüberginge und auf die Hand-



zeichnungen einiger großen Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollten, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte nichts weiter zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten.

Es ist im Grunde auch alles Thorheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke: die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig."



1832, 11. März.

Mit Eckermann.

„Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm (Christus) anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe! ‚Den Geist dämpfet nicht!' sagt der Apostel (Paulus). Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen."



1832, 22. März.

Letzter Tag.

Morgens gegen 6 Uhr ließ er sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafcabinette einige Schritte in sein Arbeitszimmer. Hier, wo sie sich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er seine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich scherzend sagte: „Ei, ei, Frauenzimmerchen! bist du denn auch schon wieder heruntergekommen?“ — Er ging jedoch, sich sehr matt fühlend, sogleich wieder auf den Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer zurück.

.... Obgleich der Arzt bestimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, so wollten doch nicht alle in dem vordern Zimmer anwesenden Freunde dieser schmerzlichen Mittheilung Glauben beimessen, zumal da das Barometer seit gestern bedeutend gestiegen war und sie aus Erfahrung wußten, welchen starken Einfluß der Zustand der Luft auf Goethes Gesundheit ausübe. Auch der Kranke selbst sprach am Morgen gegen seine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kräfte aus, indem er sagte: der April brächte zwar Stürme, aber auch schöne Tage, an denen er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja so gut.

Gegen Sonnenaufgang verschlimmerte — wie der Arzt vorausgesagt — der Zustand sich bedeutend, und die Kräfte sanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelassen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er sagte: „Gebt mir Licht; die Dunkelheit ist unangenehm.“ Bald aber schienen seine Augen zu leiden; denn er hielt wiederholt die Hand wie einen Schirm über dieselben, als wenn er sie schützen, oder etwas in der Ferne sehen wollte, sodaß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er Abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.*)

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe, Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde, richtete er sich im Lehnstuhl auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?“ Dann rief er John herbei und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er: welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der 22. sei, erwiederte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen.“ Er setzte sich dann wieder

*) Frau Hase geb. Härtel schreibt am 3. April 1832 an Elwine Härtel: Goethe habe die Hand seiner Schwiegertochter mit den letzten von ihm gesprochenen Worten verlangt: „Nun, Frauenzimmerchen, gieb mir dein gutes Pfötchen!“ und habe die Hand beim Eintritt des Todes noch festgehalten.



in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen; denn er sprach unter anderm: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hindergrunde.“ Überhaupt schien ihn ganz und gar die Kunst zu beschäftigen; denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gieb mir die dort stehende Mappe mit Zeichnungen!“ Da keine Mappe, sondern ein Buch an der bezeichneten Stelle stand, reichte ihm der Bediente dieses, allein der Kranke versetzte darauf: „Nicht das Buch, sondern das Portefeuille!“ Der Diener versicherte, es sei kein Portefeuille, sondern nur ein Buch da, und nun ermunterte sich Goethe ganz aus dem Halbschlaf und sagte scherzend: „Nun, so war es ja wohl ein Gespenst.“

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühstück. Man brachte ihm dieses; er nahm etwas davon in den Mund und wünschte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Wasser und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein getan, der mir schadet?“ Er bestellte darauf, was er zu Mittag essen wollte und überdies für den Sonnabend (den 24. März), an welchem Tage der Hofrath Vogel bei ihm speisen sollte, ein Lieblingsgericht desselben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für seine Freunde besorgt . . . . Goethe ließ sich abermals von seinem Copisten John und Friedrich aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl.

Als er hier ein Weilchen saß, forderte er ein Manuscript von Kotzebue. Es war keins zu finden und man eröffnete ihm dieses. Er erwiederte darauf: es müsse dann entwendet worden sein. Es fand sich später, daß dieses Verlangen nach dem Kotzebue'schen Manuscripte nicht durch eine bloße Phantasie erzeugt worden sei; er hatte sich nämlich vor wenigen Tagen mit seiner Bearbeitung von Kotzebue's ‚Schutzgeist‘ — einem Stücke, das er sehr liebte — beschäftiget und es seinem Enkel Wolf geschenkt. Man fand es später auf dem Schreibtische des letztern liegen.

Sein Geist beschäftigte sich darauf mit seinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen sah, fragte er: warum man denn Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse; man möge denselben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!“ Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Als nun das Sprechen ihm immer schwerer wurde, und er doch noch Darstellungs- und Mittheilungsdrang fühlte, zeichnete er erst mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in gesunden Tagen zu thun pflegte; dann schrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer sank, so schrieb er etwas tiefer und zuletzt — wie es schien, dasselbe — auf dem seine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen. Man bemerkte, daß er genau Interpunctionszeichen setzte, und den



Anfangsbuchstaben erkannte man deutlich für ein großes W; die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten.

— —

Da die Finger anfingen blau zu werden, so nahm man ihm den grünen Arbeitsschirm von den Augen und fand, daß sie schon gebrochen waren. Der Athem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden; der Sterbende drückte sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnstuhls, und die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, hatte ausgeathmet.





Nachwort: Zu Karl Bauers Goethestudien.

Als ich den ersten Jahrgang des Goethe-Kalenders herausgegeben hatte, erhielt ich mancherlei Zuschriften; darunter auch ein paar verwunderliche. Aber keine ist mir so sonderbar vorgekommen, wie die, die mit den Worten schloß: „Also fort mit den Bildern! Daß Goethen die Nase in der Mitte des Gesichtes saß, wissen wir; daß es eine schöne Nase war, wissen wir auch. Ja, wir wissen viel zu viel darüber, wie er aussah, und wir legen diesen Äußerlichkeiten ein viel zu großes Gewicht bei. Alles das lenkt vom Wesentlichen ab. Goethe ist für uns Geist, — soll es wenigstens sein. Was an ihm sterblich war, geht uns nichts an. Je mehr wir uns von Allem abwenden, was das Äußere dieses Geistes anlangt, um so klarer wird uns das Geistige werden. Ein Bild ist überdies immer eine E n t s t e l l u n g des Geistes. G o e t h e war n i c h t der Mann mit den kurzen Beinen, der hohen Stirne, den großen Augen ꝛc. ꝛc. —: dies war bloß der Herr Geheimderat. G o e t h e ist G o e t h e s W o r t. Nur wer noch nicht begriffen hat, was das heißt, was für eine geistige Kraft das ist, — wer noch nicht bei dem Klange dieses Namens erschauert wie bei dem Namen Christus, nur der kann von der unziemlichen und törichten Neugierde besessen sein, wissen zu wollen, wie das zufällige Futteral ausgesehen hat, in dem dieser Geist wohnen mußte. Ich für meine Person, wenn ich mir Goethe ‚vorstellen‘ wollte, würde mir einfach einen Kreis vorstellen. — Ist es nicht direkt ekelhaft, daran zu denken, daß auch dieser geistigste der Menschen Notdürfte hatte? Daß seine Nase troff, wenn er verschnupft war? Daß auch ihn der Unterleib an



seiner Gottähnlichkeit zweifeln machte? Warum uns auch noch daran erinnern? — Wir sollten es den paar wirklich großen Menschen gegenüber mit Muhamed halten, der alle Menschendarstellung verboten hat. Er tat es aus Reinlichkeitsgefühl und Respekt vor dem Geiste, der in unserm Madensack nicht etwa sein äußeres Bild, sondern nur seinen Mechanismus zeigt. — Also: überlassen Sie die Goethebilder denen, die sich für Goethe ‚interessieren'! Wer zu Goethe Andacht empfindet, wird dadurch gestört."

Ich bin nicht unempfänglich gegen Äußerungen so exklusiv-radikaler Natur und weit davon entfernt, lächerlich zu finden, was, wenn auch auf sonderbare Manier, Geist und Ernst verrät. Aber ich weiß mit einem Geiste und Ernste nichts anzufangen, der sich so gar übersinnlich geberdet. Was der Briefschreiber Neugier nennt, scheint mir Liebe zu sein, und ich halte Goethe-Liebe für ebenso viel wie Goethe-Andacht. Ja ich glaube, daß es besser ist, Liebe zum Menschen Goethe (in dem seine Kunst, sein Geist eingeschlossen ist) zu verbreiten, als Andacht zum Geist Goethes zu predigen wie zu etwas Abstrakten. Die Tendenz, aus Goethe einen Gott zu machen, ist mir nicht weniger unsympathisch, als die Zudringlichkeit der Philister, die ihn jovial als ihren Gevatter beschmatzen. Nichts ist goethewidriger als Goetholatrie. Man braucht unter Goethekennern kein Wort darüber zu verlieren. Wenn die Neigung (die uns Deutschen wohl allen im Blute steckt): ihn zu idealisieren, eigentlich impertinent ist, so ist das Unterfangen, ein Abstraktum aus ihm zu machen, genau besehen nichts viel besseres, obwohl sich darin Höheres ausspricht als die banale Sehnsucht nach sogenannter Fleckenlosigkeit. Leute, wie mein Briefschreiber, glauben Goethes Wort reiner zu genießen, wenn sie es rein als Offenbarung nehmen: nicht eines menschlichen Genius, sondern, je wie man will, des Weltgeistes, Gottes, oder was weiß ich. Das ist Idealismus, zur Perversität geworden. Man dürfte solche Leute füglich Ideolasten nennen. Nichts ist unfruchtbarer, als diese Gehirnperversität, die alles Menschliche als allzumenschlich verachtet, ausgenommen das Wort, das doch auch nur ein recht mangelhafter Notbehelf des Geistes ist. Ich glaube, daß Eckermann, der ganz gewiß kein Genie war und sich doch in einem so unglaublichen Grade in Goethes Art zu denken und zu reden einlebte, daß es uns genial wunderbar vorkommt, durch den Anblick Goethes, durch das Leben in seinen Augen, den Klang und Tonfall seiner Stimme: daß er durch die menschliche Gegenwart des Geheimderates Offenbarungen des goethischen Geistes empfangen hat, intensiver als die innigsten Goethekenner sie je genießen durften, die nur das reine Wort goethischen Geistes aus dem Letternbilde vernahmen. Daher erscheint mir alles, was uns den äußeren, sinnlichen Goethe nahe bringt, sehr dazu geeignet, die Wirkung des inneren, geistigen zu beleben, und so veröffentliche ich im vierten Jahrgange des Goethe-Kalenders, der einen Abriß der geistigen Entwicklung Goethes in Gesprächsäußerungen zu geben versucht, zwölf Darstellungen des goethischen Äußeren, von denen ich glaube, daß sie, soweit das überhaupt möglich ist, einen Begriff davon geben, wie sich der



Geist Goethes von seinem zwölften bis zu seinem achtzigsten Jahre sein Antlitz gebildet hat.

Ich wählte dazu nicht Porträts, die wir Zeitgenossen Goethes verdanken, sondern zeichnerische Studien eines Künstlers von heute, der alles, was an Aufzeichnungen des goethischen Äußeren auf uns gekommen ist, wie kein anderer mit dem Blicke des Künstlers studiert hat: alles literarische sowohl, wie alles künstlerische, und besonders die positiven Dokumente: die Masken nach dem Lebenden.

Mit wie viel Verstand (nicht nur für das Äußere Goethes) Karl Bauer seine Studien betrieben hat, lehrt schon sein treffliches Buch „Goethes Kopf und Gestalt", das als Sonderheft der „Stunden mit Goethe" bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist. Aber dieses Buch hätte schließlich auch ein Literat schreiben können, der die (bei Leuten der Feder freilich nicht eben häufige) Gabe exakten und eindringlichen Sehens besäße. Ein Helferich etwa. Es bleibt, beschränkt aufs Wort, doch wesentlich Analyse, Vergleich, Kritik, gestützt durch überallher mit fleißiger Kennerschaft beigebrachte Dokumente; und das Positive, das es als Resultat enthält, sind schließlich Einzelheiten der Überlieferung, zusammengehalten durch den Blick eines Künstlers, der das Eigentliche vom Augenblicklichen zu scheiden weiß und in sich ein Gesamtbild besitzt, das er in Worten nun zu beschreiben versucht. Freuen wir uns, daß Karl Bauer auch die Kunst besitzt, es darzustellen. Er hat sie aufs vortrefflichste in den gezeichneten Goethestudien bewährt, von denen der neue Jahrgang des Goethe-Kalenders verkleinerte photographische Nachbildungen bringt.

Es verlohnt sich wohl, von ihnen an der Hand der großen (zum größten Teile lebensgroßen) Steinzeichnungen zu handeln. Nicht allein, weil das Thema: Goethe reizt, sondern auch, weil die daran gegebene Kunst Bauers bedeutend genug ist, einen Anspruch darauf zu haben, daß man sie auf ihre Fundamente, ihre Absichten und ihre Ergebnisse hin mit Aufmerksamkeit betrachtet.

Schon das Unterfangen an sich ist merkwürdig genug. Diese höchst intensive Beschäftigung eines modernen Künstlers mit dem Bilde Goethes: dieses Goethesehen, das wie ein Goethenachgesicht ist, darf als ein bedeutsamer Beweis dafür gelten, in wie hohem Grade Goethe heute nicht als Vergangenheit empfunden wird. Karl Bauer hat eine ganze Anzahl genialer Charakterköpfe früherer Zeiten gezeichnet und, nach der Natur, auch Vertreter des heutigen Geisteslebens auf den Stein porträtiert; aber nur auf Goethe kommt er immer wieder zurück. Die zwölf Studien, die seine jetzige Serie bilden, sind für ihn nur vorläufige Ergebnisse von zahlreichen früheren. Es ist wie ein Ringen um das Bild Goethes. Dieses Eintreten der Kunst in die produktive Goetheforschung, die schließlich auch auf nichts geringeres als Goethenachgestaltung ausgeht, bedeutet als Zeichen der Zeit viel: bedeutet mehr, als das andauernde Anwachsen der Goetheliteratur. Wer Bauers Versuche als überflüssig bezeichnen wollte, weil es ja genug Goethebilder gibt, die nach dem Leben geschaffen wurden,



würde ein geringes Begriffsvermögen für die Möglichkeiten der Kunst beweisen. Was die Wissenschaft kann: aus weiterem Abstande ein umfassenderes Bild von Goethes Wesen geben, als es seine Zeit vermochte, vermag im Umkreise ihres Bereiches auch sie. Daß sie es jetzt mit so viel Ernst versucht, sollte nicht übersehen werden. Die Exaktheit aber, mit der Bauer ans Werk gegangen ist, verdient noch besonders bemerkt zu werden. Sie beweist Respekt vor dem großen Gegenstande: nicht Kleinlichkeit. Mit mehr Unbescheidenheit hätte es Karl Bauer am Ende leicht gehabt, geistreicher, „genialer" zu wirken. Es kann Einer einen Goethe „hinwerfen", der verblüfft. Einen Goethe als Biedermeier etwa, der sogar ganz „echt" sein könnte. Das wäre dann wirklich der Geheimderat meines Briefschreibers. Oder man könnte den „bösen Goethe" Bahrs prachtvoll und höchst amüsant darstellen: Farouche und Furibund. Und auch das könnte eine Verzerrung sein, die richtiges enthielte. Aber alle solche Späße würden doch mehr von denen verraten, die sie verübten, und nicht gerade im tiefsten erfreuliches von ihnen, als das, worauf es gegenüber einem ganz Großen immer nur ankommen darf: das große Ganze. Bauer aber zielt immer nur darauf. Ohne seiner Kunst etwas zu vergeben, ohne aus dem Auge zu lassen, was ihm seine Technik an künstlerischen Pflichten auferlegt (die natürlich immer ästhetischer Natur sind: Reize) bleibt er immer sachlich. Ob er mit Kreide oder Tusche arbeitet, ob er dem Steine mit dem Messer, dem Schaber oder dem Glaspapier zuleibe geht, und ob er vornehmlich auf dekorative oder auf intime Wirkung zielt: alles das spreizt sich nicht vor, sondern tritt bei aller Wirkung zurück vor der chose à faire, auf die er das auszeichnend Wesentliche seiner Kunst vereinigt: vor diesem Kopfe, der nicht bloß äußerlich „richtig" sein, sondern das Genie anschaulich machen soll, das in ihm lebte. Alle diese Köpfe sind daher in einem gewissen Sinn idealisiert: aber nicht in dem landläufigen Sinne der Annäherung an einen konventionellen Schönheitskodex, wie ihn sich die verschiedenen Zeiten immer irgendwie zurechtgemacht haben (wobei dann alle Dichter einander in bestimmten Zügen ähnlich sehen, wie sich auch alle Fürsten, alle Feldherrn ähneln: Denkmalverwandte); sondern lediglich im Sinne der Betonung des Geistigen.

Goethe hat nur ausnahmsweise das Glück gehabt, Künstlern von wirklicher Bedeutung zu „sitzen", die nicht am Zufälligen des Momentes, der Stimmung hafteten, und selbst dieses haben sie (wie Bauer in seiner Schrift nachweist) nicht einmal immer richtig notiert. Der dicke Amtmann z. B., den Meyer 1795 sah, überliefert uns nur den Beweis, daß Goethe damals (als man ihn „sinnlich" nannte) zu gut gegessen und sich zu wenig Bewegung gemacht hat. Das ist aber bloß „interessant", bloß Material. Andererseits sind die zeitgenössischen Idealisierungen nicht tief und weit genug, bis auf die des großen David, von dessen Kolossalbüste (1829) Bauer mit Recht sagt, daß wir in ihr „Rodins Haupt seines Balzac und Victor Hugo, im Prinzip wenigstens, vorausahnen." Nur ein Zeitgenosse Goethes hat nach dem Leben das vermocht, was sich Bauer



aus zurückblickendem Abstande vorsetzt: das Genie Goethes darzustellen, ohne das körperliche zu korrigieren. Dies ist Tischbein 1787 in Rom gelungen. Daß ihm dies gelang, verdanken wir (und verdankt er) aber nicht etwa seinem besonderen Tiefblicke für Genialität, sondern dem glücklichen Umstande, daß Goethe damals eines andauernd gesteigerten Lebensgefühls, einer inspirativ gehobenen inneren und äußeren Harmonie genoß. Er war dem Amte und Frau von Stein entkommen in das Land seiner Sehnsucht und lebte frei im Weiten einer großen Umgebung und größeren Vergangenheit. Es war die Zeit, die ihn am reichsten von Außen her beschenkte: die Zeit seines glorreichsten Schauens und Empfangens. Damals brauchte man ihn wohl bloß „abzumalen", um diesen Blick innerlich bewegter, äußerlich gefaßter Sammlung auf die Leinwand zu bekommen. Wenn Angelika Kaufmann, die ihn zu der gleichen Zeit malte, andere: lächelnde Augen verewigt hat („liebevoll und doch etwas ironisch blickende", wie sie Bauer gut kennzeichnet), so drückt sich darin eine andere Seite des damaligen Glücksgefühls in Goethe aus, — aber die weniger wesentliche. Das große Glück des Goethischen Genies damals, das wie eine Verklärung war, konnte nur ein Mann sehen und wiedergeben.

*

Zum einzelnen der Bauerschen Goethestudien übergehend, ist, als für alle geltend (mit Ausnahme des Versuchs, den Knaben Goethe darzustellen), die Bemerkung voranzuschicken, daß sie aus den beiden Goethemasken entwickelt sind, die Weisser und Schadow vom lebenden Kopfe nehmen durften. Naturstudien, zur Schärfung des Blickes und zur Gewinnung fester Grundlagen für alles Typische, Anatomische erschienen nötig, um alles überkommene Bildnismaterial kritisch benutzen zu können.

Nun zu den einzelnen Blättern.

Den meisten Zweifeln wird das Knabenbildnis begegnen. Mir erscheint es nicht ganz überzeugend. Die überlieferte kleine Originalsilhouette, nach der es, unter Zuhilfenahme eines frischen aufgeweckten Knabenmodells, hergestellt ist, läßt einen schmäleren, eckigeren Kopf vermuten.

Der Straßburger Student: „Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer." (Jung Stilling.) Mutig. Das steckt in dem Blatte. Mut und Güte, Leidenschaftlichkeit und doch klare Energie. Die Augen leuchten auf, wie sie, vom Turmumgang des Münsters herab, über das weite Land blicken. So können wir uns den Straßburg-Sesenheimer wohl denken, in dem der Goetz rumort und dem auf nächtlichem Ritte die Bäume als aufgetürmte Riesen erscheinen. Auch in der Gewandung stellen wir ihn uns gern so vor: sich etwas gehen lassend, beinahe byronisch wild, romantisch, mit offenem Halse, das Halstuch lose geschlungen. Die Haare wehen im Winde, die derbe Hand greift in den Mantel. Sturm und Drang. — Die Technik entspricht aufs schönste der Auffassung. Sie ist weniger zeichnerisch als impressionistisch: auf Fleckwirkung gerichtet.



Mit Frau von Stein.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



Der Werther-Goethe: Von hellem Hintergrund, dem die Silhouette Lottes einen Ruhepunkt gibt, hebt sich der tonige Kopf mit den dunklen Augen und Haaren scharf ab. Von ausdrucksvoll sinnlicher Schönheit ist die Schwingung des Mundes. Das Leidenschaftliche erscheint nicht gemindert, aber verinnerlicht, zurückgehalten. Frisur und Kleidung soignierter. — Nach einer Mitteilung des Künstlers an mich begegnet man dem hier betonten Gesichtstypus heute noch häufig in Frankfurt. (Dann gnade Gott den Frankfurterinnen!)

Der Dreißigjährige: „Die Kraft des Wolfes und des Löwen Grimm und Stolz" (Lavater). Es fanden ihn um diese Zeit manche „furchtbar." „Der wütige Wolf." „Das furchterregende Schießen der Blicke." Das „Wälzen der Augen." „Um den Mund einige unangenehme Züge" (Leisewitz). — Von alledem steckt etwas in diesem Blatte, das zwar einen starr stehenden, starr blickenden, aber innerlich erregten, fast gehetzten, sehr schlanken, beinahe mageren, man möchte sagen durch Leidenschaft und Arbeit trainierten Goethe zeigt: den Goethe, der sich mit einer Art Wut in Amtsarbeiten stürzte, alle Höhen und Tiefen einer unfruchtbar problematischen Liebesleidenschaft durchmaß und in sich Iphigenie, Faust hegte. Cäsarismus des Genies. Grimm und Bangigkeit. Viel tieferer Sturm und Drang, als in der Jugend. Verinnerlichtes Titanentum — am Hofe. Der Mann mit den „vielen Naturen" (Lavater), den die Einen so, die Andern so „verstanden", und über den die tollsten Gerüchte im Umlaufe waren. Hier steht er da wie in einem Augenblicke des Erschreckens vor sich selbst, aber doch als einer, der sich fest in der Hand hat. Sportsman und Prometheus. — Das Blatt ist das differenzierteste von allen. Es hat die Elektrizität des Genies. — Technisch ist es virtuos. (Reflexe der Wand an Wangen und Augen.)

Der Vierzigjährige. Die Meisterschaft über Kunst und Menschen erreicht. Ein Herrscher: auch über sich selbst. Das Chaos bezwungen. Keine Resignation: aber auch kein Überschwang. Abgeklärt: aber nicht zur Behaglichkeit. Ruhiges Pathos. Geistige Majestät. — Das Blatt ist als Wandbild gedacht, also dekorativ behandelt. Das Gesetz seiner Komposition ist die Kurve. Oberste Kurve: der Mauerbogen. Darunter der Bogen, den die weißgepuderten, vollen Haare beschreiben. Dann das Stirngewölbe und darunter die Brauen und Augenkugeln. Dieser Bildbogen wird gehalten durch die Horizontale der Schultern, denen die Linie des aufgelegten Armes entspricht, während der Gewölbebogen unten in verkleinerter Parallele durch die Rundung der breiten Reisehutkrempe wiederholt, die Kurvenanlage also nochmals betont wird. — Vorbilder für dies Blatt waren vornehmlich die Klauersche Büste und die Zeichnung von Lipps, auf der wir derselben kranzartigen Haartracht begegnen.

Der Fünfziger: Der Naturforscher mit der Rose in der Hand. Ein schöner Einfall: Der Dichter als Naturforscher. Würdevolle Beschaulichkeit. — Etwas altdeutsches, zurückgezogenes: gar nicht mehr imperatorisch, eher gelehrt und: väterlich. Die Romantiker nannten ihn damals schon den „Alten", —



aber auch „Gott Vater". Meyer sah ihn als pausbäckigen Philister, der in einem Buche blättert. Bauers Rose, die sich dem Dichter entblättert, den auch die glatt anliegenden Haare nicht zum Philister machen, ist nicht bloß schöner, sondern auch richtiger. Denn Goethes Gelehrtheit kam nicht aus Büchern, sondern aus der Natur, ja aus der Schönheit. Er ging der Schönheit nach und kam auf Naturgesetze. — Bauer hat den damals etwas fetten Goethe nicht, der Richtigkeit entgegen, magerer gemacht, aber er hat es mit feinstem Künstlertakte verstanden, das Fett zu kaschieren, indem er alles Licht auf das Profil lenkte, während die Wange durch den Schatten günstig modelliert wird. — Die schrägstrichige Technik wirkt sehr reich und malerisch.

Der Sechziger: Nach Bauers Meinung, die durch zeitgenössische Bemerkungen gestützt wird, befand sich Goethe damals im Zenith seiner Schönheit. Ein Sechziger, aber kein Greis. Das Fett geschwunden, ohne viel Falten zurückzulassen. Mit ihm aber auch das Beschauliche, ruhig Versenkte. Wiederum spricht Leidenschaft: aber vollkommen auf Schaffen gerichtete. Der Name dieser Leidenschaft heißt Faust erster Teil. Sie ging mit Goethe von Jugend an. Seine Wandlungen sind ihre Wandlungen. Nie konzentrierte sie sich so machtvoll, wie um diese Zeit. Daß Bauer es vermocht hat, dies darzustellen, ist etwas außerordentliches. Er hat dabei aber auch nicht jenes noli me tangere, jenes „Nur nicht zu nahe!" vergessen, zu dem sich Seine Majestät der heimliche Kaiser von damals zwang, indem er sich hintenübergebeugt hielt und die Menschen „anstrahlte." Gerne stellen wir uns Goethe, wie er Napoleon gegenüber stand, so vor, wie ihn Bauer aufgefaßt hat. Es trafen sich da die zwei größten Souveräne ihrer Zeit: der souveränste Intellekt und der souveränste Wille.

Der Siebziger: Mir ist dieses Blatt das liebste von allen. Wäre ich reich, so würde ich es in alle Schulen stiften. Dies ist der große Kämpfer, von dem „der Geist ein schwer verstanden Wort" vernimmt:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!"

Und doch, bei aller Güte, Konzilianz, kein „müder Greis", sondern ein Löwenhaupt, dem jugendliche, kühne Augen durch die Falten strahlen. Das erbärmliche Behagen, das man uns allzu lange unter dem philisterhaft mißbrauchten Worte von der goethischen „Abgeklärtheit" hat aufschwatzen wollen, fehlt diesem Bilde, wie es diesem Kämpfer gefehlt hat, der wirklich „der trotzigste von allen Dichtern" war. Es ist, als ob Bauer die Worte hätte illustrieren wollen, mit denen C. E. von Weltzien 1820 von Goethe handelt: „Sein Gesicht hat ungeachtet die tiefen Furchen und Runzeln, die zweiundsiebzig Lebensjahre hineingegraben haben, einen außerordentlichen Ausdruck, den ich aber ganz anders fand, als ich erwartete. Nichts von Arroganz, nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühle ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerter Ge-



mütsruhe der Zukunft entgegensehen. In diesen Ausdruck mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug der Herzensgüte und zugleich ein anderer von besiegter ehemaliger Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unsteten Blick sich offenbart." Mit anderen: goethischen Worten: „Das ist auch Einer, der sichs hat sauer werden lassen." Aber: was für Einer! — Auch technisch scheint mir das Blatt das vollendetste zu sein. Es ist von stärkster und schönster dekorativer Erscheinung, und das vielfache an Technik, womit diese erzielt worden ist (Tusche, Kreide, Springschaber) tritt, wie es dem Handwerk geziemt, vor der eminenten Kunst in der Komplexwirkung zurück.

Der achtzigjährige Greis:

> „Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
> Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne,
> Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod."

Dieses Blatt hat mir einen alten Liebling verschattet, der schon die Wand meiner Schülerkammer schmückte: den Schwerdtgeburthschen Goethekopf. Vergleicht man die beiden Zeichnungen, so wird nicht allein der Unterschied zwischen allzu behutsam glatter und weicher Technik akademischen Gepräges und der freien Stiftführung einer künstlerisch temperamentvollen Persönlichkeit klar, sondern auch das, was ich als das Besondere der Bauerschen Art zu idealisieren bereits gestreift habe. Schwerdtgeburth idealisiert durch Betonung des immer noch Schönen an dem Kopfe, den er sehen durfte, und an dem er geflissentlich übersah, was ihn unschön dünkte, aber doch auch Goethe war: das Ungleichmäßige der Augen; Bauer betont das Geistige. Das verkleinerte Untergesicht, die eingefallenen Lippen, das vordringende Kinn, die überhangend werdende Nase: er bemäntelt nichts von diesen „irdischen Trümmern" (Bauer über Schwerdtgeburths Zeichnung in seinem Buche) — aber er zwingt den Blick auf das triumphierend Geistige: die leuchtende, jetzt nur umso mächtiger sich wölbende Stirne, da die Haare (wie in einem Strahle) zurückgeflohen sind. Auch den gebeugten Nacken (von dem Grillparzer berichtet) verschweigt er nicht, aber wir haben dafür das darum nicht niedergeschlagene, sondern aus der Beugung noch immer geradeaus sinnende Auge.

Wem es trotzdem nicht behagt, einen Goethe vorgestellt zu erhalten, an dem Verfallendes sichtbar ist, für den mag Goethe als Seher eine Entschädigung sein. Mir scheint diese bewußte statuarische Stilisierung nicht so gelungen, wie die Blätter, die weniger Denkmalstil haben. Sehr schön sind die Augen (um derentwillen das Ganze gemacht zu sein scheint), und zeichnerisch erfreut das Blatt durch seine prachtvoll durchgeführte Modellierung. Es hat entschieden Erhabenheit, hat wirklich monumentalen Stil. Wenn es an eigentlicher Wirkung trotzdem hinter den anderen Blättern zurücksteht, die nicht so mit Ewigkeitspathos operieren, so liegt das vielleicht daran, daß eine Erscheinung wie Goethe, bei der an sich die idealen Züge überwiegen, einer Hinaufidealisierung nicht bedarf, ja ihr widerstrebt. Ein Geist wie dieser braucht keine Priesterallüre, und



sie steht ihm nicht. Er hat sich auch immer von ihr freigehalten. Aus Natur und aus Geschmack. Seine höchsten Weisheiten liebt er parlando zu verkündigen, und wenn er pathetisch donnert, so geschieht es, weil die Gestalt, der er den Donner verleiht, in entrückter Höhe der Inspiration oder Leidenschaft sich äußert. Es ist bezeichnend für ihn, daß er pathetisch nur geworden ist, wenn er deklamierte: als Künstler sprach. Sein Sehertum war von einer reicher differenzierten Art, als sie in diesem Blatte zum Ausdruck kommt. Es enthält einen idealen Goethekopf mehr im Sinne der älteren Denkmalkunst, als jener, der auch Bauer den Vorzug gibt und als deren Vorläuferin er die Davidsche Goethebüste erkannt hat.

Das Blatt, das Goethe mit Frau von Stein darstellt, ist ein psychologischer Treffer ersten Ranges. Für mich steckt das ganze, im verfänglichsten Sinne problematische Verhältnis, das für Goethe leicht zum Verhängnis hätte werden können, in diesem Nebeneinander der verblühenden Dame von Welt und des im Tiefsten aufblühenden Mannes von Genie, der hier zum ersten und einzigen Male in seinem Leben nahe daran war, gegen das Gesetz seines Wesens: gegen den Trieb seines Blutes zu fehlen. Er suchte inmitten einer ihm noch fremden Welt innig herzlichen und intensiv geistigen Anschluß bei einer Frau, die in dieser Welt aufgewachsen war und so aus Abstammung und Erziehung alle die Gaben besaß, die zum Lebensstile dieser Welt gehörten, aber auch tiefere Eigenschaften des Gefühls und Verstandes zu besitzen schien. Er glaubte in ihr unter den Frauen des Hofes das gefunden zu haben, als was ihm unter den Männern nur Karl August entgegengetreten war: eine Natur. Dieser Glaube war falsch. Wir verdanken ihm viel: nicht bloß die wundervollen Briefe und was sonst sich direkt an Frau von Stein gerichtet hat, sondern auch all das untertönend Vibrierende in seinem damaligen Schaffen. Goethe dankt Frau von Stein das Leid in der Liebe. Aber es wäre entsetzlich gewesen, wäre aus dieser Liebe eine Ehe geworden, oder hätte sie sich langsam zerdehnen müssen. Er brach die Liebe, die sonst ihn brüchig gemacht hätte. Rom gab ihm seine Natur wieder. Er besann sich auf seine „Sinnlichkeit" und nahm Christine ins Haus. Frau von Stein aber rächte sich als Blaustrumpf. — Auf dem Bauerschen Blatte sehen wir Goethe seitlich hinter der Dame seines Herzens stehen. Er hat eben das Buch, aus dem er vorlas, sinken lassen und wendet nun die Blicke auf sie. Fragend und nicht ganz sicher, ob Auge und Mund so antworten werden, wie er es ersehnt, — er, der damals so bedenklich viel sehnen mußte. Sie aber antwortet weder mit Auge noch Mund. Sie blickt an ihm vorüber: gefühlvoll müde oder nachdenklich oder auch, vielleicht, mit dem Blicke uneingestandener Insuffizienz, der sich, instinktiv, bloß nachdenklich gibt. Dabei ist sie reizend, — als Dame. Die Melancholie der Abblüte verschönt seelisch das vornehme, hübsche Gesicht. Man begreift, daß diese Dame Goethen nicht bloß gefiel. Ihre Züge, ihre Haltung haben Charme und lassen dabei mehr vermuten. Die Haltung zumal: wie sie lässig die Halskette etwas hebt, daß



Mit Schiller.

Nach einer großen Steinzeichnung von Karl Bauer.



links und rechts zwei Linien sich straffen, unten ein Bogen schwingt, ist entzückend legère und doch ausdrucksvoll. Man kann dies Spiel mit der Kette symbolisch finden. — Betrachtet man die beiden Köpfe länger, so wird ein entschiedener Gegensatz: ja Unvereinbarkeit offenbar. Der im Hintergrunde ist reine, ob auch verhaltene Leidenschaft: Temperament glüht, schöpferisches Begehren wogt hinter diesen Augen, und der Geist, dessen Verkündiger dieser fruchtüppige Mund ist, hat die große Lust und Kraft des Ja zu allem Leben. Der im Vordergrunde verrät Bildung, Sentiments, Gelassenheit: eine gute Mitte ohne positive starke Triebe. Wie die Haltung der Kette, so spricht auch er weder ein Ja noch ein Nein aus: nur ein Vielleicht. — Frau von Stein konnte ihren großen Verehrer immer nur in der Schwebe halten. Er aber mußte auf, ins Freie: zu sich.

Mit Schiller: Hier „spricht ein Geist zum andern Geist." Doch scheint mir dieses Blatt sein Thema längst nicht so zu erschöpfen, wie das eben besprochene. Von Schiller sagt es viel, von Goethe sonderbar wenig aus. Von allen Bauerschen Goetheköpfen scheint mir dieser der unbedeutendste zu sein. Ein geistreicher Mann, der angestrengt vorliest. Es ist, als ob die Augen sich in die Zeilen des Xenienmanuskriptes verbissen. Dagegen ist der Schillerkopf schlechthin vollendet. Man glaubt die Gedankenarbeit in den kranken Zügen zu sehen. Die langen mageren Hände haben etwas ergreifendes. — Sehr schön gelungen ist die Abwage von Hell und Dunkel. — Es wäre sehr zu wünschen, daß Bauer diesen Stein in der Goethepartie nochmals überarbeitete. Ich zweifle nicht daran, daß es ihm einmal wirklich gelingen wird, daß Problem künstlerisch wenigstens klar anzudeuten, daß sich in dem Nebeneinander: Goethe-Schiller ausspricht und zu den schönsten, aber immer noch geheimnisvollsten gehört, die in der menschlichen Geistesgeschichte der vollen Lösung harren. Mit dem Zitieren von goethischen Gesprächsäußerungen und Stellen aus dem Briefwechsel ist es nicht getan.

Das schließlich Wesentliche, das sich aus der schönen Tatsache dieses herrlichen Geistesbundes selber ableiten läßt, bedarf gewiß keiner Aufhellung mehr, aber die mehr psychologisch-interessanten Fragen: wie sich hier, nach zweifellos vorhandenen gegenseitigen Widerständen zweier Charaktere: zweier Naturen, diese beiden sehr verschiedenen Geister so gefunden, so ineinander gefunden haben, sind keineswegs ganz bündig beantwortet. Immer wieder tauchen Zweifel auf: sogar der, den ich, mit aller gebotenen Behutsamkeit, nur andeuten möchte, indem ich Goethe sprechen lasse: Was weiß ein Mensch vom andern? — Je größer ein Mensch ist, um so mehr wird er geneigt sein, wenn er einer anderen Größe begegnet, anzuerkennen; mehr noch: innere Beziehungen zu statuieren und in Gegensätzen Ergänzungen zu erblicken. Dabei können aber heroische Irrtümer unterlaufen, die Irrtümer auch dann bleiben, wenn sie für jede der beiden Größen zum Guten ausschlagen. Bedeuten Goethe und Schiller, scharf aus der Ferne und unter der Weite eines größeren Zeithorizontes betrachtet, in dem das Zeitgenossentum der



beiden nur eine sehr kleine Spanne einnimmt, nicht doch zwei streng geschiedene Gegensätze, die niemals gleichzeitig von bestimmender Wirkung aufs Ganze sein können? Als Goethe sich mit Schiller verbündete: wer von beiden herrschte damals geistig in Deutschland? Wer wirkte aktuell ins Ganze? Zweifellos Schiller. Das Reich Goethes beginnt, vielleicht, — nächstens. Das Interregnum, die Vorbereitungszeit, heißt: Nietzsche.

Sifian, im September 1908.

D. J. B.

Wegen des Bezuges der Originalblätter wird auf die erste Seite des Anzeigenteils verwiesen und besonders darauf aufmerksam gemacht, daß bei Bezug der ganzen Serie eine Ermäßigung des Preises auf die Hälfte dessen stattfindet, der sich aus der Summierung aller Einzelpreise ergibt.



Chronologische Charakteristik des Jahres 1909 nebst Grundlagen der Festrechnung

Im neuen (gregorianischen) Kalender.		Im alten (julianischen) Kalender.
10	Die güldene Zahl	10
VIII	Die Epakte	X
14	Der Sonnenzirkel	14
C	Der Sonntagsbuchstabe	D
8 Wochen 2 Tage	von Weihnachten bis Fastnachtssonntag	6 Wochen 3 Tage
26	zwischen Pfingsten und Advent	28
24	Sonntage nach Trinitatis	26.

Das gegenwärtige 1909te Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und 1 Tag und beginnt am Freitag dem 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 19. Dezember 1908 im alten Kalender entspricht.

Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Donnerstag dem 1. Januar, entsprechend dem 14. Januar im neuen Kalender. Der 31. Dezember 1909 alten Stils entspricht dann dem 13. Januar 1910 neuen Stils.

Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt, nach der sogenannten byzantinischen Aera. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7417tes Jahr mit dem 1. September alten oder 14. September neuen Stils unseres 1908ten Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst noch nach dem alten (julianischen) Kalender, wie er in der vergleichenden Zusammenstellung gegeben ist.

Die Juden zählen ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5669stes Jahr mit dem 26. September 1908. Es ist ein überzähliges Gemeinjahr von 355 Tagen. Am 16. September 1909 beginnt ihr 5670stes Jahr, welches ein abgekürztes Schaltjahr von 383 Tagen ist und mit dem 3. Oktober 1910 endet.

Die Araber, Perser, Türken und die anderen Bekenner des mohammedanischen Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie beginnen am 4. Februar 1908 ihr 1326stes und am 23. Januar 1909 ihr 1327stes Jahr, von denen ersteres ein Gemeinjahr von 354 Tagen, letzteres ein Schaltjahr von 355 Tagen ist.



Das Jahr 1909 ist

seit Christi Tode	das	1876ste
„ der Zerstörung Jerusalems	„	1839 „
„ Einführung des julianischen Kalenders	„	1954 „
„ Einführung des gregorianischen Kalenders	„	327 „
„ Einführung des verbesserten Kalenders	„	209te
„ Erfindung des Geschützes und Pulvers	„	529ste
„ Erfindung der Buchdruckerkunst	„	469 „
„ Entdeckung Amerikas	„	417te
„ Erfindung der Fernrohre	„	300ste
„ Erfindung der Pendeluhren	„	252 „
„ Erfindung der Dampfmaschinen	„	211te
„ Goethes Geburt	„	160ste
„ Einführung der Schutzblattern	„	114te
„ Goethes Tode	„	77 „
„ Einführung des elektromagnetischen Drucktelegraphen	„	72 „
„ Erhebung Preußens zum Königreich	„	208te
„ Wilhelms II., Königs von Preußen, Geburt	„	50ste
„ Antritt seiner Regierung	„	21 „
„ Neuerrichtung des Deutschen Reiches	„	38 „

Die Stellung der Sonne in den Zeichen des Tierkreises und die Jahreszeiten 1909

Die Sonne tritt in das Zeichen		
des Wassermanns	am 20. Januar	um 5 U. nachm.
der Fische	„ 19. Februar	„ 7 U. vorm.
des Widders, erreicht den Aequator und macht zum ersten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich, d. h. es beginnt der Frühling	„ 21. März	„ 7 U. vorm.
des Stiers	„ 20. April	„ 6 U. nachm.
der Zwillinge	„ 21. Mai	„ 7 U. abends
des Krebses, kommt um Mittag dem Scheitelpunkt am nächsten und bringt die längste Dauer des Tages hervor, d. h. es beginnt der Sommer	„ 22. Juni	„ 3 U. morgens
des Löwen	„ 23. Juli	„ 2 U. nachm.
der Jungfrau	„ 23. August	„ 9 U. abends
der Wage, gelangt wieder zum Aequator und macht zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht einander gleich, d. h. es beginnt der Herbst	„ 23. September	„ 6 U. abends
des Skorpions	„ 24. Oktober	„ 2 U. morgens
des Schützen	„ 22. November	„ 11 U. abends
des Steinbocks, hat um Mittag den größten Abstand vom Scheitelpunkte und bringt den kürzesten Tag hervor, d. h. es beginnt der Winter	„ 22. Dezember	„ 12 U. mittags



Von den Finsternissen des Jahres 1909

Im Jahre 1909 werden zwei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen jedoch in unseren Gegenden nur die erste Mondfinsternis zu sehen sein wird.

Die erste Mondfinsternis ist eine totale und ereignet sich in den ersten Morgenstunden des 4. Juni. Sie beginnt um 12 Uhr 43 Min. morgens und endet um 4 Uhr 15 Min. Sie wird im südwestlichen Asien, im Indischen Ozean, in Europa, Afrika, im Atlantischen Ozean, in Südamerika und in der südöstlichen Hälfte von Nordamerika zu sehen sein. In der nordöstlichen Hälfte Deutschlands geht der Mond bereits vor dem Ende der Finsternis unter.

Die erste Sonnenfinsternis findet in der Nacht vom 17. zum 18. Juni statt. Sie ist eine totale und beginnt um 10 Uhr abends des 17. Juni im Osten der Insel Formosa, überzieht die nordöstliche Hälfte Asiens, den nördlichsten Teil Europas, die nördlichen Polargegenden und Nordamerika und endet am 18. Juni um 2 Uhr 37 Min. morgens im Staate Missouri. Die totale Verfinsterung wird im mittleren Sibirien und im südlichen Grönland sichtbar sein.

Die zweite Mondfinsternis ist ebenfalls eine totale und findet in den Vormittagsstunden des 27. November statt. Sie dauert von 8 Uhr 11 Min. bis 11 Uhr 38 Min. und wird im nordwestlichen Europa, an der nordwestlichen Küste Afrikas, auf dem Atlantischen Ozean, in Amerika, auf dem Stillen Ozean und in der östlichen Hälfte Asiens und Australiens zu sehen sein. In Deutschland geht der Mond vor Beginn der Finsternis unter.

Die zweite Sonnenfinsternis wird nur an der Südostspitze Australiens, in der südlichen Hälfte Neu-Seelands und in den südlichen Polarmeeren sichtbar sein. Sie ist eine partielle und findet am 12. Dezember von 6 Uhr 57 Min. bis 10 Uhr 33 Min. abends statt.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher





Anna Amalie, Grossherzogin von Sachsen-Weimar.

Zu Goethes 150. Geburtstage

erschien und wurde allseitig als die schönste Festgabe gerühmt:

Die Ayrerische Silhouetten-Sammlung

von

Dr. Ernst Kroker

Bibliothekar an der Leipziger Stadtbibliothek

Preis elegant in echt Pergament gebunden (Quart-Format) **15 Mark, geschmackvoll broschiert 10 Mark**

Ein ausserordentlich wertvolles Buch für jeden Bücherfreund und solche, die sich für Goethe und seine Zeit interessieren.



Georg Friedrich Ayrer, ein geschickter Silhouettenschneider, liess sich keine Gelegenheit entgehen, all die berühmten Leute, mit denen er in Verkehr traf, zu silhouettieren. Seine Sammlung enthält über 1300 Schattenrisse. Alle sind voll Leben und grösster Ähnlichkeit und Naturtreue. Einhundert der wichtigsten sind hier wiedergegeben.

Das Werk enthält eine kurze Geschichte der Familie Ayrer den Lebensgang Georg Friedrich Ayrers und eine ausführliche Besprechung der auf 50 Tafeln abgebildeten 100 Silhouetten. — Von den abgebildeten Persönlichkeiten standen die meisten in naher Beziehung zu Goethe. Unter seinen grossen Zeitgenossen sind Dichter wie Klopstock, Leisewitz, Boje, Bürger, Hölty, Claudius, Herder u. a., Pädagogen wie Basedow, Philosophen wie Moses Mendelssohn und Garve, Schauspieler wie Eckhof, Schröder, Madame Koch u. a., Künstler wie Oeser und seine Familie, Bause und seine Familie, Schütz in Frankfurt a. M., Wille in Paris, Reynolds in London u. a.

Gute Bücher aus dem Verlage von Georg Merseburger,

Leipzig, Querstr. 27.

Aanrud, Hans, Sidsel Langröckchen. Erzählung für große und kleine Leute. Brosch. 2.25 M; geb. 3 M.

—— **Kroppzeug.** 12 Geschichten von kleinen Menschen und Tieren. Brosch. 2 25 M; geb 3 M.

—— **Erzählungen.** Brosch. 3 M; geb. 4 M. Soeben erschienen!

Inhalt: Mari Smehaugen; Stadtreise; Der Freier; Die Sünde, die nicht vergeben wird; Brüder im Herrn; Krankenbesuch des Pfarrers; Als die Alte auf Braaset sterben sollte; Glatteis; Mister Johnson aus Amerika; Martin mit den Stöcken; Wie der liebe Gott das Heu des Asmund Bergmüller bekam; Wie der Ola Guckaus zu einer Frau kam; Eine Winternacht; Schafwäsche; Aus der Zeit des alten Pfarrers.

Alexander L. Kiellands Sämtliche Werke. 6 Bde. kompl. in Kassette geb. 30 M; desgl. ohne Kassette brosch. 25 M.

Einzelwerke: Abraham Lövdahl; Arbeiter; Fortuna; Garman & Worse; Gift; Jakob; Johannisfest; Novellen und Novelletten mit Schnee und Else; Schiffer Worse; Rings um Napoleon; Menschen und Tiere.

Kielland — Gedenkblatt. Gratis. Inhalt: 1. Björnsons Rede auf Kielland. 2. Novelle: Welke Blätter.

Jens J. Kielland (Sohn), Zwei Brüder. Roman. Brosch. 3 M; geb. 4 M.

—— **Der große Diebstahl in der Münze.** Brosch. 1.25 M; geb. 2 M.

Knudsen, Jakob, Anders Hjarmsted. Roman. Brosch. 4 M; geb. 5 M.

Krag, Wilhelm, Wandersmann. Roman. Brosch. 3 M; geb. 4 M.

Scheffel, Jos. V. v., Briefe an Schwanitz. Nebst Briefen der Mutter Scheffels (1845—1886). Brosch. 4 M; geb. 5 M.

„Das klassische Buch einer deutschen Studentenfreundschaft."

Ausführliche Verzeichnisse gratis und franko.

Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M.

Soeben wurde komplett:

Goethe über seine Dichtungen

Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von Hans Gerhard Gräf

Erster Teil:	Zweiter Teil:
Die epischen Dichtungen	**Die dramatischen Dichtungen**
Zwei Bände	Vier Bände

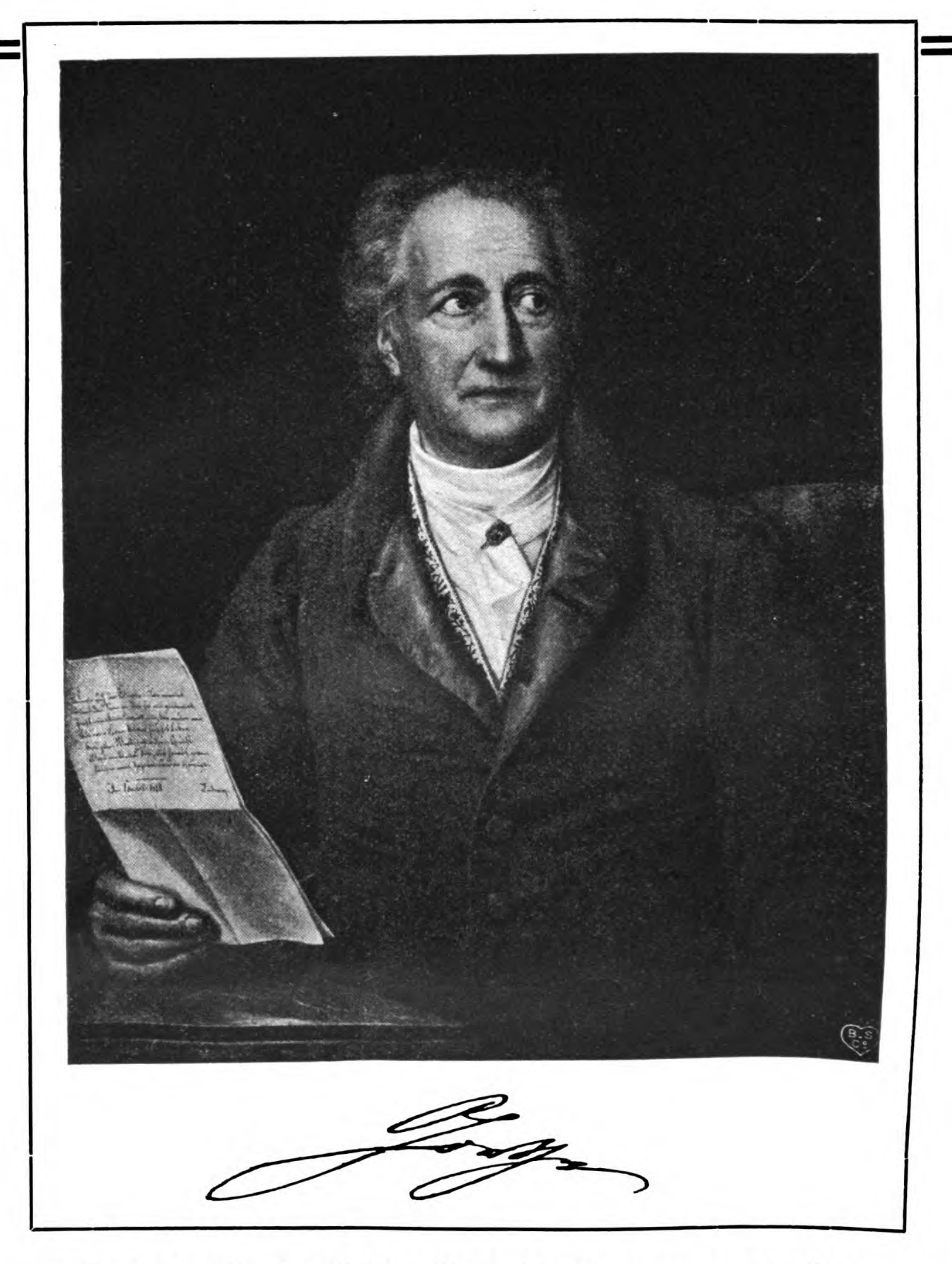
Goethe nimmt auch darin unter den Dichtern aller Zeiten eine einzigartige Stellung ein, daß wir von ihm eine fast unübersehbare Fülle von Äußerungen über seine Dichtungen besitzen, verstreut in seinen Werken, Tagebüchern, Briefen und Gesprächen. Diese Äußerungen bilden das wertvollste urkundliche Material für die Entstehungsgeschichte und das Verständnis seiner poetischen Werke. Indem das vorliegende Werk den Versuch macht, alle diese wichtigen, weit zerstreuten Dokumente in möglichst übersichtlicher Form zu vereinigen und so dem allgemeinen Gebrauch erst recht zugänglich und nutzbar zu machen, darf es sich der lebhaften Teilnahme sowohl der Goethe-Verehrer und Goethe-Forscher im besonderen als auch aller Literaturfreunde von vornherein versichert halten.

In zwei Teilen werden Goethes epische und dramatische Dichtungen behandelt; jeder Teil bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Zahlreiche Erläuterungen bieten in knapper Form das zum Verständnis Nötige dar und bringen unter anderem als wesentliche Ergänzung von Goethes brieflichen Äußerungen die Antworten des Korrespondenten; sehr ausführliche, am Schluß jedes Teiles befindliche Register, sowie Tabellen und Übersichten, ermöglichen das Auffinden von Einzelheiten mit leichter Mühe in kürzester Frist, worauf es besonders dem Fachmann so oft ankommt.

Als wichtige Ergänzung zu Goethes poetischen Werken dürfte das Werk sich jedem Freunde Goethischer Dichtung wert machen und auch denen als Handbuch wesentliche Dienste leisten, die an Schulen und Universitäten die Jugend in Goethes Dichtungen einzuführen berufen sind.

Der Autor hat sich in der literarischen Welt einen guten Namen gemacht; ein Blick in wenige Stellen des Buches genügt, um jedermann zu überzeugen, mit welchem Bienenfleiß er das riesige Material zusammengetragen und kommentiert hat.

Ausführlicher Prospekt über das Werk steht kostenlos zur Verfügung



Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Lichtenbergs Briefe

Herausgegeben von

Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf

Drei Bände mit zahlreichen Abbildungen nach Handzeichnungen

Broschiert Mk. 30.—, gebunden Mk. 37.50

(Die Bände sind auch einzeln käuflich.)



Otto Julius Bierbaum

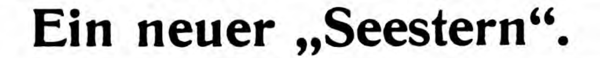
äußert sich über Lichtenbergs Briefe wie folgt:

Es gibt wenige Romane, die so anregend und spannend sind, wie diese drei Bände. Kein Wunder! Denn was könnte leicht so Spannendes und Anregendes erfunden werden, wie das Leben eines geistvollen, witzigen, liebenswürdigen, stark empfindenden, scharf sehenden und Gedachtes, Empfundenes, Geschehenes mit souveräner Feder schildernden Menschen in Briefen, die wiederum eine ganze Reihe von merkwürdigen Persönlichkeiten, nämlich die Adressaten und die Leute, von denen die Briefe handeln, sei es direkt oder indirekt, in irgend welchen äußeren oder inneren Zuständen ihres Daseins beleuchten, und zwar fast immer im Zusammenhange mit Begebenheiten und Verhältnissen einer Zeit, die uns im höchsten Grade interessant ist.

— —

Diese drei Bände gehören zu den Büchern, die sich der Erfahrene in seine Schlafstube aufstellt, damit sie ihn abends leicht hinüber leiten in diese wunderliche, dunkle Lebenszeit, wo zuweilen das Unbewußte wach wird, während das Bewußtsein schläft, und damit sie ihn beim Erwachen mit als erste wieder begrüßen, wenn es gilt, für sich das helle Gebrause eines neuen Tages zu rüsten, der, wer weiß, was für Schönheiten oder Scheußlichkeiten auf uns loszulassen bereit ist. Sie sind nicht so viel wert, wie das freundliche Lächeln einer Frau, die mit diesem Lächeln sagt: Was kommen mag, ich bin bei Dir! So viel kann kein Buch. Aber Bücher wie dieses und ähnliche Bücher, die nicht Kunst, sondern das Leben selber sind, und zwar das Leben von Menschen der „schenkenden Tugend", will sagen von Menschen, die so voll von Geist und Gemütskraft sind, daß jede, auch die unbedeutendste Äußerung voll ist vom Hauche innersten Lebens, der sich mitteilt, wie der Duft von Blumen — solche Bücher sagen einem, wo immer man sie aufschlagen mag, auch einen wirklich schönen „Guten Morgen!"





Parabellum
Bansai!

4. u. 5. Auflage. 16. bis 25. Tausend. Mk. 3.—, gebunden Mk. 3.60.

„Es ist töricht von Euch Weißen, daß Ihr uns aus unserm Schlummer aufwecken wollt. Ihr werdet es bereuen, wenn wir einmal erwacht sind und werdet dann den früheren Schlummer zurückwünschen.“ Dieses prophetische Wort Li-Hung-Tschangs ist längst in Erfüllung gegangen. Der leichtherzig von Rußland heraufbeschworene Waffengang mit der jüngsten Großmacht hat dem Prestige der weißen Rasse einen schweren Schlag versetzt und hat das Selbstbewußtsein der Völker Ostasiens unendlich gesteigert.

„Am Vorabend eines Krieges“, das ist die Situation, in der sich Amerika gegenwärtig befindet. Dieser Krieg muß kommen, denn Amerika wie Japan erheben Anspruch auf die Vorherrschaft über den Pacific. Und der Krieg muß bald kommen, noch vor der Vollendung des Panamakanales. Das massenhafte Zuströmen mongolischer Einwanderer in die Pacificstaaten der Union hat der Regierung in Washington die furchtbare Gefahr vor Augen geführt, die die Anwesenheit hunderttausender von Japanern und Chinesen auf amerikanischem Boden in sich schließt. Der bis zur unmittelbarsten Kriegsgefahr gediehene Konflikt ist zwar einstweilen durch einen scheinbaren diplomatischen Rückzug Japans gelöst worden und die Fahrt der amerikanischen Flotte nach dem Pacific läßt für die nächsten Monate einen Appell an die Waffen nicht drohend erscheinen. Aber Japan weiß zu warten.

Wie die Februarnacht vor Arthur mit ihrem Kriegslärm plötzlich die Welt aus dem Schlummer aufjagte, so wird dereinst unvermutet der Tag der Entscheidung zwischen Amerika und Japan kommen. Und diese Entscheidung wird uns alle treffen. Sie wirft die Lose über das Schicksal des angelsächsischen Nordamerika, über das Schicksal Australiens. Sich die Möglichkeiten, den wahrscheinlichen Ausgang dieses Riesenkampfes vor Augen halten, heißt sich rüsten für die Stunde, da die gelbe Gefahr riesengroß ihr Haupt erheben wird.

Es sind nicht leere Phantasien, nicht trockne Berechnungen, es sind großempfundene Bilder einer nahen Zukunft, die Parabellums „Bansai“ vor den Augen des Lesers entrollt. Bansai! wird der Siegesruf japanischer Regimenter die Ahnungslosen aufschrecken. Mitten im Lande wird der Feind stehen, den man an der Küste erwarten zu können glaubt. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zwingt der Verfasser dem Leser die Erkenntnis auf, daß der Krieg ganz anders beginnen, ganz anders sich bereits am ersten Tage abspielen wird, als man in den Vereinigten Staaten heute meint. Parabellums „Bansai“ ist ein ernster Warnungsruf, der nicht ungehört verhallen kann.

Die von Spannung zu Spannung sich steigernde Kraft der Darstellung, die grandiose Anschaulichkeit der einzelnen Szenen führen ein Kriegsdrama vor, das in seiner lebendigen Wirkung dem Leser den wahren Charakter dieser drohenden Gefahr enthüllt und mit vielen landläufigen falschen Auffassungen endgültig aufräumt.



